Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./1./44 gültig.

ALE SVZJ DINE RTOLINI

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 337 - Jahrgang 1 | TRIEST, Sonntag 17. Dezember 1944 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Freiwillige für die Armee Wlassow

OSLO

Die norwegische Presse veröffentlicht in grosser Aufmachung eine Unterredung mit zwei hohen Offizieren der Wlassow-Armee, die mehrere Gefangenenlager in Norwegen besuchten und sich über den Zulauf der Freiwilligen zur Armee des Generals Wlassow im einzelnen äusserten. Offiziere und Mannschaften seien zu Tausenden der neuen Bewegung beigetreten, um gegen das System Stalins zu kämpfen und nach errungenem Sieg ein neues Russland aufzurichten. Der Kampf werde schwer sein, so heisst es in dem Interview, und noch manches Opfer fordern, doch müsse er Schulter an Schulter mit Deutschland, das die gleichen Interessen verfolge, bis zum Ende ausgetragen werden, auf dass nicht nur die Deutschen und die Russen, sondern auch alle anderen Völker Europas wieder ein menschenwürdiges Dasein führen könnten. Die beiden Offiziere Oberst Sverev und Oberst Ananjin gaben ihrer Ueberzeugung Ausdruck, dass es der mächtig anschwellenden Wlassow-Bewegung gelingen werde, dem russischen Volk den wahren Frieden und die wahre Freiheit zu geben.

Unruhen auf ganz Sizilien

Eigener FS-Bericht

GENF

Die in Catania ausgebrochenen Unruhen wegen der von der Bonomi-Regierung angeordneten Einziehung von zwei Jahrgängen zum Heeresdienst, von der gestern berichtet wurde, greifen jetzt auch auf andere sizilianische Städte über, meldet United Press. In Palermo, Messina, Syrakus, Enna und Lentini sei es zu Zusammenstössen und Demonstrationen gekommen. Auch in Catania dauern die Unruhen an. Die Bonomi-Regierung hat Proklamationen anschlagen lassen, um die Bevölkerung vor voreiligen Handlungen zu warnen. In Rom wird die Situation auf Sizilien als ernst betrachtet.

Volksgrenadiere bei der HJ

BERLIN

In der Reichshauptstadt traf die erste Abordnung einer Volksgrenadier-Division, die sich an der Ostfront besonders bewährte, zum Besuch der Hitler-Jugend ein.

Reichsjugendführer Arthur Axmann begrüsste in den jungen Volksgrenadieren, die ausnahmslos Träger hoher Tapferkeitsauszeichnungen sind, die Repräsentanten der neuen nationalsozialistischen Volksarmee. Sie seien, so erklärte der Reichsjugendführer, in der kurzen Zeit ihres Einsatzes für die Jugend zum Beispiel der Bewährung, Standhaftigkeit und Treue zum Führer geworden.

Ständig wachsende Kraft unseres Widerstandes

Stellungskrieg im Westen - Riesenaufwand der Amerikaner - Geständnis eines sowjetischen Armeeführers

Eigener FS-Bericht

BERLIN

Die vergangene Woche stand zwar an allen Fronten unter dem Gesetz der Offensive, das der Gegner zunächst bestimmen konnte. Im Vordergrund dieser Angriffe bleibt die Westfront, und hier wieder der Abschnitt an der Roer, gegen den der Amerikaner zu Beginn der Woche einen neuen Angriff vortrug. Er läuft nun über sechs Tage. Er wird getragen von der 9. Armee. Er gilt dem Besitz der Roersenke und zielt auf die Kölner Ebene. Die Beschränkung der Angriffskraft auf eine Armee ist ein bemerkenswertes Zeichen, weil sich daraus die zeitliche Unfähigkeit der amerikanischen Nachbararmee ergibt, es ihrer rechten Flügelarmee gleich zu tun. Infolgedessen liegt der Schwerpunkt anders als in den vorangegangenen drei Schlachten im Südabschnitt, also zwischen Jülich und Monschau. Der Feind will aus den grossen Forsten herauskommen, die seinen Zugriff auf die Roer verwehren. In sechs Tagen hat er einige Dörfer nehmen können und einen Streifen verschlammten Trichtergeländes. Das ist ein sehr magerer Gewinn, der in keinem Verhältnis zum Aufwand steht.

Diese Erkenntnis wird verstärkt durch die Schlacht um die Saar, soweit sie frontal von Westen her geführt wird. Hier ist ein ausgesprochener Stellungskrieg erwachsen, ein richtiger Bunkerkrieg, in dem Angriffe und Gegenangriffe wechselvolle Bunkerkämpfe auslösen, in denen die einzelnen Werkanlagen oft mehrmals den Besitzer wechseln. Die Divisionen der dritten US.-Armee schneiden bei den Spezialkämpfen um diese befestigten Stellungen nicht vorteilhaft ab. Sie zeigen sich anfällig und müssen Verluste in Kauf nehmen, die auf die Dauer schwer tragbar sind.

Wenn sich diese Schlacht hier auch allmählich den Südbefestigungen vor der Saarpfalz nähert, so verliert der gegnerische Druck mit jedem weiteren Meter nach Norden jedoch an Gewicht.

Im Oberelsass ist in den letzten Tagen dagegen eine vom Gegner unerwartete Wendung eingetreten, die durch stärkere deutsche Gegenangriffe in den Hochvogesen veranlasst wurde. Hier gingen eine Anzahl Geländepunkte in unseren Besitz über, darunter die Burg Hoheneck und der Ort Reichenweier. Für die gaullistischen Verbände der ersten französischen Armee kam diese Entwicklung reichlich unerwartet. Wenn sie auch jede Möglichkeit zur Vernichtung der 19. deutschen Armee schon vor Tagen hatte schwinden sehen, so bekommt sie nun plötzlich auch deren wiedergefundene Offensivkraft zu spüren, die ihr sagt, dass es auch mit den letzten Wirkungen des Einbruches in das Oberelsass vorbei ist.

Die Sowjets sind weiterhin nur im ungarischen Raum offensiv geblieben. Sie haben vor allem zwischen Warschau und Sandomir an der Weichselfront stärkste Massierungen durchgeführt, bis zur Stunde jedoch auf einen Grossangriff verzichtet. Warten sie nun besseres Wetter ab, ausgesprochenes Winterwetter oder wollen sie sich im Winter 1944/45 nur auf die Südostfront beschränken? Die Beantwortung dieser Frage kann zu einem so frühen jahreszeitlichen Termin nicht erfolgen. Allein die beobachteten Truppenmassierungen sprechen gegen die Annahme, dass die Hauptfronten im Osten untätig bleiben könnten. Jedenfalls hat sich die deutsche Führung in allen Abschnitten der Ostfront auf sowjetische Grossangriffe eingerichtet.

Dass sie in ihren operativen Massnahmen nicht anders verfahren ist, sagt die Entwicklung in Ungarn, die von unserer Seite trotz numerischer Unterlegenheit nicht die Formen angenommen hat, die der Feind von seinem starken Aufgebot erwartet hatte. Die letzte Woche sah den Schwerpunkt der Schlacht um Ungarn am Donauknie von Waitzen, wo der Feind mit starken Kräften bemüht bleibt, sich nach Nordwesten, Norden und Nordosten weiter zu bewegen. Sein Druck gegen die ungarische Hauptstadt von Osten und Südosten her wurde ergänzt durch einen zusätzlichen Angriff von Norden her, ohne dass es dem Gegner gelang, sich direkt an Budapest heranzuschieben. Die Wendung der sowjetischen Führung nach Norden hat die Front zwischen Waitzen und Kaschau auf 200 km Breite zusammenfliessen lassen. Von hier aus übt der Gegner einen Druck gegen die gesamte slowakische Südgrenze, aber auch einen gleichen gegen den Osteingang der Pressburger Pforte. Doch wurde gerade im Nordwesten von Waitzen und südlich des Eipelflusses jeder sowjetische Durchbruchsversuch abgewiesen.

Die Italienfront steht seit vielen Wochen im Zeichen des britischen Grossangriffes im adriatischen Sektor. Er führte den Feind an Faenza heran und über Ravenna an den Lamoneabschnitt, den zwei kanadische Panzerdivisionen nördlich Russi zwar überwinden konnten, jedoch gegen einsetzende Gegenangriffe unserer Reserven nicht auszuweiten vermochten. Es ist durchaus möglich, dass die Schlacht in Italien, deren Schwerpunkt zur Zeit noch im Ostabschnitt bei den Briten und Kanadiern liegt, auch im Raum Bologna wieder eine Belebung erfährt. Die Ergebnisse des steten Hintereinanders neuer feindlicher Offensiven an dieser Front sind in ihrer Beschränkung umso überraschender, als sich der Feind im Osten dieser Front bereits in der Po-Ebene befindet und ausserdem den Vorteil der Uebermacht hat, ohne diese beiden Mittel jedoch mit Geschick oder Aussicht auf Erfolg in die Waagschale der Entscheidung werfen zu können.

Wir gewinnen aus den Kämpfen der letzten Woche — nicht zuletzt auf Grund der feindlichen Berichterstattung — den verstärkten Eindruck, dass die Gegner von der wachsenden Kraft unseres Widerstandes, der sich in zunehmendem Masse auch in eigenen Unternehmungen ankündigt, geradezu deprimiert sind. Nicht jeder feindliche Befehlshaber ist so offen wie ein sowjetischer Armeeführer in Ungarn, der rund heraus erklärte, er sei nicht in der Lage einen Blitzkrieg zu führen. Ganz geheim aber werden die feindlichen Oberbefehlshaber und Armeeführer diesem Manne zustimmen müssen. Ueberall ist der Krieg der schnellen Bewegung vorbei. Im Westen haben die Kämpfe meist den Charakter des Stellungskrieges angenommen, und das ist nicht der freie Wille des Gegners, sondern der stärkere der Verteidigung.

Unsere Karte zeigt das Gebiet zwischen Lek und Waal, das — wie wir kürzlich berichteten — im Rahmen der Verteidigungsmassnahmen am Nordflügel der Westfront durch Sprengung von Flussdämmen überschwemmt wurde.

Die Savoyer dienen England

Mussolinis erste grosse Versammlungsrede seit dem Bestehen der italienischen Sozialrepublik

Von unserem Korrespondenten

VENEDIG

Im Teatro Dirico in Mailand sprach Mussolini zum ersten Mal seit dem Bestehen der italienischen Sozialrepublik zu einer grossen Volksmenge. Die gesamte Regierung war anwesend. Die Rede gehört zu den umfassendsten, die der Duce in der langen Zeit seiner politischen Wirksamkeit gehalten hat. In allen Städten Oberitaliens wurde sie übertragen.

Er behandelte die inneren Folgen des Verrats vom 8. September. Trotz des Verlustes Süd- und Mittelitaliens betrage die Zahl der Italiener, die zur Zeit als Soldaten und Arbeiter mit den Deutschen zusammenarbeiten 786 000. Hinzu kommen hunderttausende von ehemaligen Internierten, die in den deutschen Produktionsprozess eingeschaltet wurden und viele andere hunderttausende von Italienern, die sich schon vorher als Arbeiter in deutschen Fabriken befanden. Mussolini kündigte an, dass die Teilnahme Italiens am Kriege im nächsten Jahr einen noch viel grösseren Umfang annehmen werde, dank der Verstärkung der italienischen Militärorganisation, die von Marschall Graziani herbeigeführt werde. Am Abschluss des innenpolitischen Teils seiner Rede stellte der Duce fest: «Wie Ihr seht, ist während der letzten zwölf Monate inmitten unglaublicher und wachsender Schwierigkeiten, die auf die Kriegsumstände, die taube Haltung gewisser vom Feind gekaufter Elemente und die moralische Krise in gewissen Schichten zurückzuführen ist, einiges geschehen. In der allerletzten Zeit hat sich die Lage verbessert. Jene, welche die Anglo-Amerikaner erwarten, sind ebenfalls in der Abnahme begriffen. Das, was im Italien Bonomis vorgeht, hat sie enttäuscht. All das, was die Anglo-Amerikaner versprachen, hat sich als ein armseliges, propagandistisches Aushilfsmittel erwiesen. Ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich versichere, dass die Bevölkerung des Po-Tales von einer Regierung nichts wissen will, die — wenn sie auch einen Togliatti hat — die reaktionären, plutokratischen und dynastischen Kräfte, welche letztere offen von England beschützt werden, mit sich nach Norden trüge. Wie lächerlich erscheinen jene Republikaner, die die Republik ablehnen, weil sie von Mussolini proklamiert wurde, und stattdessen unter der Monarchie schmachten möchten, die von Churchill gewollt wird, was in unwiderlegbarer Weise beweist, dass die Monarchie der Savoyer der Politik Grossbritanniens dient und daher der Politik Italiens nicht dienen kann.

Von den neuen deutschen Waffen sagte Mussolini, dass die Briten durch lange und schmerzliche Erfahrungen davon wissen. «Dass weitere folgen werden, kann ich aus genauer Kenntnis der Dinge bezeugen, dass sie geeignet sind, das Gleichgewicht wieder herzustellen und nach dem Mass menschlicher Voraussicht in einer vielleicht nicht fernen Zukunft die Initiative wieder in deutsche Hand geht.

In der Zwischenzeit wird der deutsche Widerstand immer stärker und viele Illusionen, die von der feindlichen Propaganda genährt wurden, sind gefallen. Kein Einbruch in die Moral des deutschen Volkes ist erfolgt, das sich voll der Tatsache bewusst ist, dass seine physische Existenz und seine Zukunft als Volk auf dem Spiel steht.»

Sich der Aussenpolitik zuwendend, erklärte Mussolini, ohne zu übertreiben, könne man beobachten, dass die politische Lage für die Feindmächte heute nicht günstig sei. «Die Formel von der bedingungslosen Uebergabe, die Formel von Casablanca, bedeutet den Tod von Millionen von Menschen, weil sie den Krieg verlängert. Völker, wie das deutsche und das japanische, werden sich niemals mit gebundenen Händen und Füssen dem Feind übergeben, der seine totalen Vernichtungspläne nicht verbirgt».

Einen ausführenden Teil seiner Rede widmete Mussolini dem verbündeten Japan. Der Lage in Süditalien sich zuwendend, erklärte Mussolini: «Wenn wir als Soldaten der italienischen Sozialrepublik aufs neue Fühlung mit den italienischen Brüdern jenseits des Apennin nehmen werden, werden wir die angenehme Ueberraschung haben, mehr Faschismus vorzufinden, als wir hinterlassen haben. Die Enttäuschung, die Not, das politische und moralische Elend machen sich nicht allein in dem Satz Luft: «Mit den Faschisten ging es uns besser», sondern auch in den Revolten, die von Palermo über Catania und Otranto nach Rom jeden Teil des befreiten Italien durchzieht. Die sechs antifaschistischen Parteien ereifern sich, den Faschismus als tot zu proklamieren, weil sie fühlen, dass er lebendig ist».

Im Schlusssatz seiner Rede brachte Mussolini die Bedeutung der Tatsache zum Ausdruck, dass er diese Kundgebung in Mailand gehalten habe. Er forderte die Mailänder auf, die die ersten seien, welche in der faschistischen Sozialpolitik die Menschen und Waffen zum Kampf stellten, durch ihre Arbeit und ihren Einsatz das Zeichen zur Erhebung zu geben.

Bemerkungen zur Lage

Am Rur-Abschnitt

H.W. — *Zuweilen scheint dieser Krieg alle althergebrachten Gesetze der Taktik und Strategie über den Haufen zu werfen. Er ist aussetzungen für eine hartnäckige und erfolgreiche Verteidigung bot, um dann plötzlich an einem Gelände zu stocken, das für einen Bewegungskrieg alle, für einen Stellungskrieg aber keinerlei Möglichkeiten zu geben schien. Diese Kennzeichnung trifft für den nördlichen Abschnitt der Westfront zu, wo sich die Amerikaner an der Rur festgerannt haben. Wenn der Vormarsch der feindlichen Invasionsarmeen nicht an der Maas zum Halten kam, die an ihrem Oberlauf durch die wuchtigen Geländeeinschnitte, an ihrem Unterlauf durch ihre Breite ein beachtliches Hindernis darstellte, sondern an der Rur, die sich als kleiner Nebenfluss der Maas mit ihrer grossen Schwester nicht messen kann, so spricht dies für die eiserne Entschlossenheit der deutschen Heeresführung, dem Gegner jeden Fussbreit deutschen Bodens bis zum letzten streitig zu machen. Schwerlich hätte sich jemand, der mit den Verhältnissen im Aachener Raum vertraut ist, vorstellen können, dass der Rur-Abschnitt in der Kriegsgeschichte einmal eine Rolle spielen könnte. Vom Hohen Venn fliesst die Rur, die vielfach auch im Deutschen nach dem niederländischen Sprachgebrauch Roer (sprich Rur) geschrieben wird, in zahllosen Windungen in nördlicher Richtung durch die Eifelberge. Sie bildet eines der romantischsten Täler, das der Gebirgszug zwischen Mosel und Rhein überhaupt kennt, und war daher stets eines der beliebtesten Ausflugsziele für die Bevölkerung von Aachen und Düren. Von einem Fluss kann man erst reden, sobald die Rur aus den Eifelbergen südlich von Düren heraustritt. In der Ebene gewinnt der Lauf zwar an Breite, jedoch nicht wesentlich an Tiefe. Schiffbar ist die Rur, die nach einem Lauf von rund 200 Kilometer auf holländischem Gebiet bei Roermond mündet, auch nicht in ihrem Unterlauf, nur die Wassersportler fanden mit ihren Paddelbooten hier ein Betätigungsfeld, wobei sie allerdings in der schönen, also trockenen Jahreszeit oft genug infolge des niedrigen Wasserstandes nicht auf ihre Kosten kamen. Das hindert aber nicht, dass der Fluss in einer regenreichen Periode, wie sie zur Zeit im Westen herrscht, zu einer ansehnlichen Barriere anschwellen kann und damit die Bewegungen ernstlich behindert.*

Der Gegner hat sich nach der ersten Aachener Schlacht für seine neuen Angriffe den Mittelabschnitt der Rur zwischen Düren und Jülich ausgewählt, weil hier ein Durchbruch in flaches Gelände führen würde, das grösseren Panzerformationen günstig ist. Sein erstes Ziel ist Köln. Nachdem er bei dem Versuch, die Pforte gegen Osten aufzubrechen, riesige Blutopfer gebracht hat, meldete der Wehrmachtbericht in den letzten Tagen von einer Ausdehnung der Kampfhandlungen nach Süden, also in die Eifelberge. Hier hängt der rechte Flügel der Amerikaner noch erheblich zurück. Möglicherweise hofft er bei einer Ausweitung des Operationsfeldes irgendwo einen schwachen Punkt zu finden und nimmt dabei auch grössere Geländeschwierigkeiten in Kauf, wie sie naturgemäss die nördlichen Ausläufer der Eifel bilden. Der bisherige Verlauf der Kämpfe bei dem in der Rur-Schlucht gelegenen Monschau hat den Amerikanern gezeigt, dass jedes kleine Gebirgsdorf nicht minder zäh verteidigt wird als die Städte im Flachland. Mehrmals haben kleine Dörfer den Besitz gewechselt. Im ganzen hat der Feind auch im Südabschnitt der Rur keine grösseren Fortschritte erzielen können.

Die Schlachten, die im niederrheinischen Raum ausgetragen wurden, haben den Anglo-Amerikanern Ströme von Blut gekostet. Sie mögen sich an Hand ihrer Verlustzahlen eine Vorstellung davon machen, welche Opfer auf dem weiteren Weg fallen würden, wenn bereits das erste natürliche Hindernis Hekatomben fordert. Inzwischen sind die Monate seit der ersten Schlacht um Aachen von deutscher Seite genützt worden. Wenn gestern gemeldet werden konnte, dass der deutsche Artillerieaufwand im nördlichen Abschnitt zum ersten Mal den der Gegenseite überstieg, so lässt diese Tatsache wesentliche Rückschlüsse für den künftigen Verlauf der Kämpfe, vor allem für die künftigen Verluste des Gegners zu.

In einem Feldlazarett der südlichen Ostfront begegnen uns ausser deutschen auch ungarische freiwillige Rote-Kreuz-Schwestern. In vorbildlicher Zusammenarbeit führen hier eine deutsche und eine ungarische Schwester einen Verwundeten die Treppe hinab.

Aufn.: Kriegsberichter Springmann (Sch)

Dieses Mädchen, das noch gar nicht lange in der Rüstung tätig ist, arbeitet völlig selbständig an einem neuartigen Schweissgerät. Sie leistet mit ihrer Maschine dasselbe, was der Arbeitskraft von ungefähr 20 Männern entsprechen würde.

Aufn.: Hamann (PK)

Was wir nie vergessen wollen!

Von Erich Jaenicke

TRIEST

«Das Vorrecht ist der ärgste Feind des Rechts!» Diese Worte sagte vor Jahren einmal ein estnischer Professor und setzte damit den Schluss-Strich unter eine Debatte, die sich mit der englischen Politik und ihren Auswirkungen im eigenen Lande beschäftigte. Jener Professor hatte in Deutschland studiert und meinte Land und Leute genau zu kennen. Wir trafen ihn in Reval an einem Tage wieder, an dem tapfere estnische Soldaten für einige Stunden von der Front zurückgekommen waren, um für sich und ihre Kameraden den Dank des Volkes für ihren Kampf gegen den Bolschewismus entgegenzunehmen. In allen unseren Gesprächen schwang gleichsam als Unterton die Achtung, die sich das kleine estnische Volk und Grossdeutschland füreinander bewahrt hatten, mit.

Und doch hatten wir das Gefühl, dass uns jener Professor nicht verstand, wenn wir begeistert vom Deutschland Adolf Hitlers und seinen Einrichtungen sprachen. Er hielt uns entweder für Fantasten oder für «vereidigte» Propagandaredner des Dritten Reiches. Sein Urteil und seine Achtung über und für das tüchtige, arbeitsame deutsche Volk standen fest und fussten auf Erfahrungen, die in einer Zeit der Scheinblüte in Deutschland gemacht wurden. Nun kamen wir daher und versuchten seine Ansichten umzustossen, und zu beweisen, dass alles ganz anders gewesen sei. Vor 1933 wäre Deutschland der Tummelplatz politischer Parteien und eines jüdischen Geschäftemacherklüngels gewesen und erst nach der Machtergreifung habe eine gesunde Entwicklung eingesetzt.

Er war zu nüchtern, um unsere Begeisterung zu verstehen. Und doch — eines gab ihm zu denken. Er sprach es auch aus. Die Terrorangriffe der Engländer auf deutsche Städte hatten schon schwere Opfer gefordert und täglich erschienen die feindlichen Geschwader über deutschem Raum und richteten Zerstörungen an, die in der Hauptsache die Zivilbevölkerung hinnehmen musste. Der Terror verschärfte sich von Tag zu Tag und nirgends war ein Erlahmen der Kampfkraft und der Bereitschaft zum Kampf zu erkennen. Unser Professor hatte oft Gelegenheit, mit Soldaten zu sprechen, deren Frauen und Kinder im Bombenhagel ihr Leben gelassen hatten und deren Heim völlig zerstört war. Lohnte es sich da noch zu kämpfen?

Wenn wir heute, da dieser Krieg an Deutschlands Grenzen herangetragen, der Luftterror noch schwerer geworden ist und noch mehr Familien wertvolles Blut auf den Schlachtfeldern opfern mussten, sagen können: Es lohnt sich trotz allem, für Deutschland zu kämpfen, so mögen alle Aussenstehenden einen Hauch von dem Geist verspüren, der heute deutsche Menschen beseelt. Der Nationalsozialismus hat den Erfahrungssatz: «Das Vorrecht ist der ärgste Feind des Rechts», beherzigt und eine Volksgemeinschaft geschaffen, in der jeder dieselben Rechte und auch die gleichen Verpflichtungen hat. Keiner geht heute an dem Schicksal des anderen achtlos vorüber, die Not des einzelnen ist die Not des Volkes. Dass und wie diese Kameradschaft erkämpft wurde, wollen wir heute vor der sechsten Kriegsweihnacht nicht vergessen. Es gab einmal in Deutschland andere Zeiten und es ist gut, wenn wir uns ihrer ab und zu erinnern. Dann wird auch den später Geborenen klar, warum ihre Väter so fanatisch für das neue Deutschland einstehen.

Was sind zwanzig Jahre im Wandel der Zeit? Nur eine kurze Zeitspanne. Sie können aber unendlich bedeutungsvoll werden, wenn sich in ihnen revolutionierende Entwicklungen anbahnen und neue Erkenntnisse geboren werden, die mit dem Althergebrachten brechen. Vergleiche zwischen heute und den Jahren vor der Machtübernahme drängen sich auf. Tatsachen steigen aus der Erinnerung empor, die schon längst der Vergessenheit anheimfielen. Sie lassen blitzartig erkennen, welchen Zuständen Deutschland wieder entgegensteuerte, würde es heute die Waffen aus der Hand legen. Die Armeen Europas haben sich auf den Schlachtfeldern zum Entscheidungskampf formiert. Vergegenwärtigen wir uns daher das, was wir nicht noch einmal erleben wollen.

Vorweihnachtszeit 1923! Wie ein wilder Traum ist die Inflationszeit mit allen ihren Schrekken und ihrem wahnwitzigen Zahlengewirr zu Ende gegangen. Indexziffer und Multiplikator waren zu Begriffen geworden. Millionen, Milliarden, Billionen, Trillionen und Quadrillionen waren längst keine unfassbaren Begriffe mehr, sondern Zahlen, mit denen täglich gerechnet wurde. Buchhaltungssysteme wurden reihenweise ausgeschaltet, weil ihre Spalten die Zahlenkolonnen einfach nicht mehr aufnehmen konnten. Buchhalter verzweifelten, wurden irre. Das Zahlenfieber erfasste alle. Dann kam die Stabilisation. Die Mark verzeichnete eine gewisse Kaufkraft, doch der Umlauf war nur gering und der Jude mit seinen Wucherzinsen machte das Geschäft. Die Zeit der Scheinkonjunktur begann. Sie erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren 1928-29.

Dann brachen die Banken zusammen. Amerika zog seine Anleihen zurück, und lawinenartig stürzte das künstlich zurückgehaltene und genau dosierte Verhängnis über Deutschland herein. Die Arbeitslosenkolonnen vor den Arbeitsämtern wurden immer grösser. Ausgestossen von der regelmässigen Arbeit bangten Tausende von Familien dem Tag entgegen, da die Arbeitslosen- und Krisenunterstützungen ausgezahlt waren und sie der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fallen mussten. 26 Wochen Arbeitslosenunterstützung, 26 Wochen Krisenfürsorge und dann Wohlfahrt. Zwölf Millionen stempelten in Deutschland. Tausende gingen in den Tod, weil sie nichts zu essen hatten und keinen Ausweg aus dem Elend sahen.

Und wir Jungen? Hatten wir schon mit dem Leben abgeschlossen? Nein, wir wollten noch etwas von diesem Leben, wir suchten nach seinem Sinn und konnten doch des Rätsels Lösung nicht finden. Wie oft standen wir beisammen und riefen uns — uns gegenseitig Hoffnung machend — die Worte zu: «Nach dieser Zeit kommt eine andere, und sie kann nicht schlechter sein!» Manch einer von uns strauchelte. Er konnte und wollte auch nicht mehr mitmachen, er hatte das glauben verlernt.

Und wir anderen? Sofern nicht ein gütiges Geschick für eine einigermassen feste Stellung gesorgt hatte, versuchten wir mit mehr oder weniger Erfolg, uns von der Tasche der Eltern freizumachen. Jede sich bietende Tätigkeit wurde angenommen, einem ward geholfen, doch für ihn reihten sich gleich mehrere in die Kolonnen der Stempelnden ein. Das Heer der Arbeitslosen wuchs ins Unermessliche.

Wir übernahmen Vertretungen aller Art, «garantiert ein Tagesverdienst von 20 Mark», wir stellten Kautionen und wurden um sie betrogen, wir machten in Versicherungen, die wie Unkraut aus dem Boden schossen. Wir sammelten Abonnements für Illustrierte und Zeitschriften mit und ohne Sterbegeld. Doch auch dieser «Stein der Weisen» konnte uns nicht retten. Mit kleinen Emailleportraits versuchten wir, den Leuten das Geld abzuluchsen und uns einen Verdienst zu verschaffen. Mit Schnürsenkeln, Schuhcreme, Milchüberkochverhütern zogen wir von Haus zu Haus, unsere letzten Pfennige zusetzend, da es uns zu dumm und beschämend war, die zum Ausprobieren gratis verteilten Dinger nun wieder gegen ein Entgelt abzuholen. Was haben wir nicht alles versucht, um aus dem Schlamassel herauszukommen. Wir kamen immer nur weiter hinein.

Und unsere Eltern? Vor Kummer bekamen sie weisse Haare, weil sie nicht helfen konnten. Manch einer, dem eine Zukunft als Kaufmann oder Ingenieur vorausgesagt war, schob auf dem Bahnhof als Aushilfsarbeiter Paketkarren, Studenten standen auf dem Bau — sofern überhaupt noch gebaut wurde — und schleppten Steine. Zu Zeiten fanden wir uns, nach dem Alphabet geordnet, wieder im Zimmer Nr. 60 bei der Stellenvermittlung. Ab und zu wurde einer «vermittelt». Er blieb aber

Aus dem Inhalt

Was wir nie vergessen wollen / Von Erich *Jaenicke*

Die politische Karikatur / Von Helmut *Böttcher*

Kriegsberichter Goethe / Von Dr. Hermann *Pirich*

Im Schatten der Front / Von Günther *Erdmann*

Zwischen Mode und Maschine / Von R. *Göldel* (gefallen im Osten)

Umsturz der USA-Regierung / Unser Auslandsbericht

Wälder wandern nach Triest / Von Viktor *Orsini*

Des Zufalls kleiner Wellenschlag / Von Ernst G. *Gorischegg*

Kleine Temperamentenlehre / Worte von Adolf Freiherr von *Knigge*

Humor-italienisch gewürzt / Aus italienischen Blättern.

nicht lange aus und stiess bald wieder resignierend zu uns. Ein Entrinnen aus der Kolonne der Nichtstuer gab es nicht. An eine Zukunft, an eine Familie, konnten wir überhaupt nicht denken. Die Zeit kam, da uns unsere Väter vorrechneten, als sie so und so alt waren, da wären sie schon das und das gewesen und hätten dies und dies verdient. Wir nickten mit dem Kopf, dachten vielleicht noch leise: «Nach dieser Zeit kommt eine andere! Wird sie aber besser sein?» Uns war es schon einerlei.

Männer, die mehr als ein Kind in die Welt setzten, galten als verrückt oder zumindest als leichtfertig. Das Ein-Kind-System feierte Triumphe. Abtreibungen gehörten zum guten Ton. Der Streit um den Paragraphen 218 war entbrannt und auf seinem Höhepunkt. Im gleichen Tempo sank der sittliche Zustand des Volkes.

Der Teil der Jugend, der nach der Wahrheit suchte und dem Leben noch einen Sinn abgewinnen wollte, geriet in Gefahr, Freibeutern der Seele in die Hände zu fallen. Und sie waren alle auf dem Plan. «Millionen jetzt lebender Menschen werden niemals sterben!», so schrien die Ernsten Bibelforscher und fügten hinzu: «Der Tag des Jüngsten Gerichts ist angebrochen», sie sagten den Tag des Weltuntergangs voraus. Christliche Wissenschaft, Gesundbeter, Monisten, Spiritisten, Seelenwanderer und wie alle diese Sekten heissen, gingen auf Fang. Allzu schwer wurde es ihnen nicht gemacht. Der Boden war bereitet, und so konnten beispielsweise die Ernsten Bibelforscher in manche sonst ernst zu nehmende Familie eindringen. Der Wahnsinn feierte Triumphe. Vermögende vermachten ihr Hab und Gut den Sekten und traten als dienende Brüder in ihre Gemeinden. Wenn der Präsident der Ernsten Bibelforscher, der «hochmögende» Richter Rutherford, aus Amerika nach Deutschland kam und in den sogenannten Fürstenzimmern des Wohnheims der «Watch-Tower-Society» in einer mitteldeutschen Grossstadt residierte, konnte ihm stets ein Anwachsen der Forscher gemeldet werden. Tüchtige, arbeitsame Menschen gingen unter und wurden zu Schlappschwänzen und Weichlingen, die Schuhputzer für ihre Verführer spielten. Und jene, wie beispielsweise der Leiter dieser Sekte in Deutschland, Herr B., machten in grossen Packards Reisen und noch grössere Spesen, die nachgewiesenermassen nicht einmal ein Millionär verbrauchte. Die Zeitschrift «Das Goldene Zeitalter» und die «Bibelforscher-Bibel» fanden ihre Abnehmer und brachten Geld, Geld und nochmals Geld. Wir haben einige der noch nicht ganz Verlorenen wieder nutzbringender Arbeit zuführen können. Sie wurden treue Anhänger des neuen Deutschlands. Andere aber fielen dem Bolschewismus in die Hände und meinten, sich als Flugzettelverteiler oder als Aufputscher zur Kriegsdienstverweigerung «nützlich» machen zu können. Mit ihnen wurde kurzer Prozess gemacht.

Doch auch andere Vereine und Bünde gab es, die das allein seligmachende Rezept gefunden zu haben vermeinten. Trotz des Ernstes der damaligen Zeit haben wir herzlich über die Gepflogenheiten des Internationalen Ordens der Guttempler (IOGT) gelacht. In der Alkoholfrage waren die Guttempler vielleicht etwas freizügiger als gemeinhin die eingesessenen, heimischen Blaukreuzler-Organisationen, doch in anderer Hinsicht schossen sie sehr oft den Vogel ab, so auch, wenn sich ihre Gemüter bei pazifistischen Gesprächen erhitzten. Unvergessen wird uns ein Abend in einem Guttempler-Heim bleiben, bei dem sich allen Ernstes eine Debatte darüber entspann, ob man das Lied «Ich schiess den Hirsch im wilden Forst» singen dürfe, oder ob das gegen die pazifistischen «Kriegsregeln» ginge. Der Verfechter des Singendürfens, der in diesem Liede nur einen zackigen Marsch sah, wurde belehrt und das Lied «verurteilt».

Noch humorvoller war es, als man sich überlegte, wie man einem Minister, der die Stadt besuchen wollte, am augenfälligsten die Dringlichkeit der Trokkenlegung Deutschlands vor Augen führen könne. In der Hausdruckerei wurden 600 blaue Fahnen mit der Aufschrift «Wir fordern Alkoholverbot» gefertigt, und diese sollten in dem Augenblick, da der hohe Herr das Rathaus verliess, mächtig geschwungen werden. Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob dieses gewiss lobenswerte Vorhaben zur Ausführung gekommen ist. Mit all diesen Dingen konnte man sich in dem Deutschland vor der Machtübernahme beschäftigen. Auf der einen Seite Hunger und Elend und auf der anderen Seite dekadente Erscheinungen auf dem Gebiete des Geisteslebens.

Der Nationalsozialismus fegte diesen ganzen Spuk hinweg, und vor dem Weihnachtsfest 1934 konnte man schon wieder freier von diesen Dingen reden, sie bedrückten nicht mehr so. Und als uns ein Jahr später das Buch eines jungen Dichters aus der Aachener Gegend, der in einem Schmugglerroman sein Schicksal in den bewegten Tagen der vormaligen Zeit schilderte, mit einer Widmung vorgelegt wurde, die etwa besagte, dass es nicht die Schlechtesten der Nachkriegsjugend waren, die in jenen Zeiten den rechten Pfad verloren, da wurden wieder jene Korruptionsjahre vor uns lebendig, an die zu denken wir nicht mehr die Zeit hatten. Die Anforderungen des Reiches Adolf Hitlers nahmen uns voll und ganz in Anspruch.

Die Jugend nach uns hat diese Sumpfzeiten nicht kennengelernt, und uns erscheinen sie heute auch nur noch als ein wüster Traum. Aber wenn wir einmal unsere Stempelkarte in die Hand bekommen, dann erinnern wir uns jener traurigen Zeiten, da Deutschland uneinig und zerrissen war, und sind dem Schicksal zutiefst dankbar dafür, dass es uns ein Deutschland erleben liess, in dem es keinen Parteienhader, sondern Arbeit und Brot gab.

Für dieses Deutschland — das mögen Freunde und Feinde wissen — lohnt jeder Einsatz. Wir Jungen von damals wehren uns gegen die Gefahr, die Zustände im Gefolge hat, die wir bereits einmal «erleben» durften, und zusammen mit der Jugend von heute stemmen wir uns gegen alle Bemühungen unserer Feinde, uns das Deutschland der Kameradschaft, das nach einer unseligen Nachkriegszeit Adolf Hitler schuf, zu nehmen. Wir sind hart geworden in all den Jahren und wenn wir in einigen Tagen das Weihnachtsfest begehen, so nicht im wehmütigen Gedenken an längst vergangene stimmungsvolle Familienfeste, sondern von dem Willen beseelt, Deutschlands Zukunft und damit die unserer Kinder zu sichern.

Degrelle und van de Wiele

BERLIN

Der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop empfing den Leiter des wallonischen Befreiungskomitees und Kommandeur der SS-Division «Wallonien», SS-Sturmbannführer Leon Degrelle, sowie den Leiter des flämischen Befreiungs-Komitees, Dr. van der Wiele, und hatte mit ihnen eine längere herzliche Aussprache.

Muss Papandreu gehen?

Verhandlungen in Athen – Diplomatische Folgen des griechischen Aufstandes

Eigener FS-Bericht

STOCKHOLM,

Immer unangenehmer werden die aussenpolitischen Verwicklungen, die England sich durch seine Griechenland-Politik zuzieht. In Neuyork hat eine vom griechisch-nordamerikanischen Komitee veranstaltete Massenprotestversammlung stattgefunden. Dabei wurde dem Aussenminister Stettinius der Dank für sein Verständnis für die Selbständigkeitswünsche des griechischen Volkes ausgesprochen. Bedeutsamer ist natürlich, dass jetzt von zuständiger Seite in Washington erklärt wird, die USA widersetzten sich jeder Aufteilung Europas in Interessensphären und es entspräche nicht den Tatsachen, dass Roosevelt ein britisch-sowjetisches Uebereinkommen über die Aufteilung des Balkans gutgeheissen habe. Diese neue scharfe öffentliche Zurechtweisung wurde durch die Erklärung Bevins auf dem Kongress der Labourpartei ausgelöst. Nach dem offiziellen stenographischen Bericht hat der englische Arbeitsminister gesagt: «Der vorhergehende Redner fragte, warum es nicht zu einem Uebereinkommen zwischen Grossbritannien, der USA und der Sowjetunion kam: es kam aber dazu. Die Sowjetunion legte ihre Hand auf Rumänien, wir die unsere auf Griechenland. Als der Plan für die Behandlung Griechenlands von uns ausgearbeitet worden war, nahm der Ministerpräsident ihn mit nach Quebec und legte ihn Roosevelt vor, der ihn guthiess und abzeichnete». Diese Darstellung wird jetzt in Washington energisch bestritten, worüber in London natürlich Bestürzung und Verärgerung herrscht. Voller Argwohn hat man deshalb die Nachricht aufgenommen, dass der nordamerikanische Botschafter Harriman zusammen mit dem sowjetischen Sachbearbeiter für Südost-Europa, Vizeaussenkommissar Dekanosow von Stalin empfangen wurde. Schiesst Roosevelt quer? Das fragt man sich in London.

Obgleich die Kämpfe in Athen mit unverminderter Schärfe fortgesetzt werden, herrscht allgemein die Ansicht, dass es bald zu einem Waffenstillstand kommen wird. Die britischen Vertreter in Athen hatten am Freitag eine längere Unterredung mit Papandreu. Hieran anschliessend wurde ein gewisser Optimismus zur Schau getragen.

Man macht darauf aufmerksam, dass die Bolschewisten kaum einen Waffenstillstand annehmen könnten, unter dem ihre Truppen wegen Meuterei oder Hochverrat vor Gericht gestellt werden könnten. Während man aber gegen die geforderte Amnestie nichts einzuwenden hat, scheint man noch unschlüssig, ob man Papandreu wirklich fallen lassen soll, nachdem man offen für ihn Partei ergriffen hat. Die Kommunisten schlagen eine Koalitionsregierung ohne Papandreu vor.

Eine andere Möglichkeit, von der sehr viel gesprochen wird, wäre eine Einigungsregierung, die nicht vom König, sondern von dem Erzbischof von Athen, Damaskinos, als Regenten eingesetzt werden würde. Auf diese Weise würde die besonders heiss umstrittene Frage der Monarchie einstweilen aus dem Bereich der Tagespolitik herausgezogen, und für eine spätere Entscheidung aufbewahrt werden.

Grossangriffe bei Faenza

Im Westen Durchbruch an die Roer verhindert
Zähe Verteidigung gegen die Sowjets vor Budapest
100 bolschewistische Flugzeuge abgeschossen

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 16. Dezember

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die feindlichen Angriffe am Roer-Abschnitt westlich und südlich von Düren haben gestern vormittag an Heftigkeit nachgelassen. Erst in den Mittagsstunden trat die 1. amerikanische Armee mit starken Verbänden erneut zum Angriff an. In heissen Abwehrkämpfen haben unsere Truppen den beabsichtigten Durchstoss an die Roer verhindert. Mehrere hundert Gefangene blieben in unserer Hand. Die Orts- und Waldkämpfe nordöstlich Monschau halten an.

Im Kampfgebiet von Dillingen und Saarlautern setzte der Feind seine hartnäckigen Angriffe gegen einzelne Bunkergruppen fort. Zwischen der Saar und Bitsch konnte der Gegner nur nordöstlich Saargemünd geringfügig Boden gewinnen. Auf Bitsch liegt stärkstes feindliches Artilleriefeuer. An der elsässischen Nordostgrenze haben unsere Truppen neue Stellungen im Vorfeld des Westwalles bezogen.

Im Oberelsass hat sich die Lage nicht wesentlich verändert, Obwohl der Feind den ganzen Tag über seine Angriffe in der Rhein-Ebene, bei Schlettstadt und in den Hochvogesen fortsetzte.

Auf dem linken Flügel unserer Front in Mittelitalien setzte der Feind nach Zuführung neuer Kräfte seine Grossangriffe fort. Nach blutigen Kämpfen wurden erneute Durchbruchsversuche britischer Divisionen westlich Faenza von unseren tapferen Verbänden, zum Teil im Gegenstoss, vereitelt. Am Naviglio kam der Feind nur in einem schmalen Abschnitt einige hundert Meter vorwärts, an den Flügeln wurden seine Angriffe zerschlagen.

An der Front vor Budapest und in den feindlichen Einbruchsräumen in Nordostungarn verteidigen sich unsere Truppen zäh gegen die weiter angreifenden Bolschewisten.

Bei der Abwehr sowjetischer Luftangriffe am 14. und 15. Dezember auf Libau schossen deutsche Jäger und Flakartillerie der Luftwaffe nach bis jetzt vorliegenden Meldungen 87 feindliche Flugzeuge ab. Damit erhöht sich die Gesamtzahl der an diesen beiden Tagen durch Luftverteidigungskräfte der Luftwaffe und Kriegsmarine abgeschossenen Flugzeuge der Bolschewisten auf 100.

Nordamerikanische Terrorbomber griffen am gestrigen Tage Kassel und Hannover sowie einige Orte in Süd- und Südostdeutschland, darunter Rosenheim, an. Es entstanden Schäden vorwiegend in Wohngebieten. In den frühen Abendstunden flogen die Briten einen Terrorangriff auf Mannheim-Ludwigshafen. Gleichzeitig warfen britische schnelle Kampfflugzeuge Bomben auf Hannover und Osnabrück.

Starker Artillerieeinsatz

Eigener FS-Bericht.

GENF

Aus Moskau meldet «United Press», dass die entschlossenen deutschen Gegenangriffe im Vorfeld von Budapest andauern. Nach wie vor spiele dabei die Artillerie eine grosse Rolle. Offenbar hätten die Deutschen stärkere Artillerieverbände an die Front von Budapest geworfen, denn nicht nur in den Kämpfen nördlich und nordöstlich von Budapest, sondern auch im Kampf gegen das Gros der sowjetischen Angriffsarmee, die sich noch zehn oder mehr Kilometer von Pest entfernt abspielen, gelange deutsch-ungarische Artillerie in einem bisher im ungarischen Feldzug unerreichtem Ausmass zum Einsatz.

Wirkungslose Volltreffer

Eigener FS-Bericht

GENF

Die dritte USA-Armee General Pattons ist in Gefechtsberührung mit deutschen Königstigern gekommen. Ein nordamerikanischer Offizier berichtete nach einer Meldung des Londoner Uebersee-senders, dass zwei Volltreffer, die auf einer dieser gewaltigen Maschinen erzielt wurden, nicht weiter bewirkten, als dass die Geschosse abprallten.

Die Philippinenkämpfe

USA-Landung auf Mindoro – Erfolgreiche Angriffe des Kamikazekorps

TOKIO

Das kaiserliche Hauptquartier gab am Sonnabend bekannt: Feindliche Transporter unter starkem Geleit umfangreicher Marinestreitkräfte drangen in die Sulu-See bei den Philippinen-Inseln ein, und am Morgen des 15. Dezember landete ungefähr eine Division feindlicher Streitkräfte in der Nähe von San Jose an der Südwestspitze der Insel Mindoro.

In einer Anzahl von Angriffen gegen den feindlichen Geleitzug in den drei Tagen vom 13. bis 15. Dezember wurden, soweit bis jetzt bekannt ist, nachstehende Ergebnisse erzielt: Versenkt wurden vier Transporter, schwer beschädigt und in Brand geworfen acht Transporter, zwei Schlachtschiffe, drei grosse Kreuzer, zwei kleine Kreuzer oder Zerstörer. Schwer beschädigt wurden weiter sechs Schiffe unbekannten Typs.

* * *

Ueber die Aktionen des Sonder-Angriffskorps «Kamikaze» wird aus Tokio berichtet, dass am 14. und 15. Dezember Angriffe gegen eine Gruppe feindlicher Geleitzüge mit Kurs auf die Philippineninsel Mindoro unternommen wurden. Hierbei wurden vier feindliche Transporter versenkt und ein Kreuzer, ein Zerstörer und sieben Transporter in Brand geworfen. Am 14. Dezember versenkte eine Einheit des Sonderangriffskorps aus einer Gruppe von drei Transportern, die von drei Zerstörern in den Gewässern südlich der Insel Sigijor geleitet wurden, einen Transporter. Am darauffolgenden Morgen setzte eine andere Einheit des Kamikaze-Korps zwei grosse Transporter in Brand, die mit acht weiteren Transportern durch vier Kreuzer und mehr als zehn Zerstörer südlich der Insel Mindoro eskortiert wurden. Bei der Verfolgung des gleichen Geleitzuges in die Gewässer südwestlich der gleichen Insel versenkte eine dritte Kamikaze-Einheit drei grosse Transporter und setzte vier weitere Transporter, einen Kreuzer und einen Zerstörer in Brand.

DER WOCHENSPIEGEL

Die vierte Schlacht bei Aachen und die anderen schweren Abwehrkämpfe an den Fronten wurden in der letzten Woche untermalt vom Kanonendonner und von Bombeneinschlägen in Athen, wo aufständische Griechen sich gegen die britischen Besatzungstruppen und die von den Briten eingesetzte Regierung auflehnten. Für England bedeutet der Aufruhr in Griechenland, bei dem es den Briten bisher weder gelang, den bewaffneten Widerstand zu brechen, noch durch Verhandlungen eine Beruhigung zu erzielen, die schwerste Schlappe der letzten Zeit. Eine andere Enttäuschung Londons wurde in der vergangenen Woche deutlich erkennbar durch die Reise de Gaulles nach Moskau, der unter dem Druck der aufgewühlten Meinung Frankreichs seine Politik immer mehr nach sowjetischen Wünschen als nach den Interessen Englands ausrichtet. Aus den von den Sowjets und den Angloamerikanern besetzten Gebieten liegen wieder zahlreiche Nachrichten über Hunger, Elend, Chaos und Arbeitslosigkeit vor, so dass das Bild des politischen Versagens der Feindmächte sich immer klarer zeigt, während unsere tapferen Truppen mit unbeirrbarem Mut dem Ansturm aus Westen, Osten und Süden trotzen.

Die Hauptanstrengungen der feindlichen Invasionskräfte richteten sich in den letzten Tagen vor allem gegen drei Abschnitte der europäischen Verteidigungsfront. Amerikanische Truppen trugen die Offensive gegen den mittleren Teil der Westfront an der Roer und der Saar, britische Streitkräfte stürmten unsere Stellungen im Adria-Abschnitt der italienischen Front und die Sowjets setzten ihre Durchbruchsversuche in Ungarn fort. Ihnen gelang zwar ein Einbruch in Westungarn, aber sie wurden auf der Höhe des Plattensees von deutschen Eingreifreserven abgefangen. An allen anderen Fronten ist es dem Feind nicht gelungen, wesentlichen Bodengewinn zu erzielen. Hingegen wurden ihm schwere Verluste zugefügt. Wie hoch diese Ausfälle sind, lässt sich vor allem daraus schliessen, dass den angloamerikanischen Kriegskorrespondenten neuerdings jede Angabe über die eigenen Verluste verboten wurden. Eine weitere Illustration zu diesem Thema bot Kanada, das energisch gegen die Verschickung neuer kanadischer Truppen nach Europa protestierte. Auch Eisenhower selbst erweckte mit seinen Aufforderungen an die amerikanische Industrie, mehr zu leisten und mehr zu liefern, nicht den Eindruck, als ob es ein leichtes wäre, in Deutschland einzudringen. Die Sowjets behaupten, dass für ihre geplante Winteroffensive noch nicht das richtige Wetter angebrochen sei. Vor Budapest herrsche Schlamm und Regen, so dass schwere Waffen und Material nicht nachkommen könnten. Auf anglo-amerikanischer Seite schenkt man dieser Erklärung nicht viel Glauben. Man ist unzufrieden mit den Sowjets, weil sie, nachdem es ihnen gelungen ist, die Amerikaner zum Angriff auf Europa zu bewegen, die Operationen im Westen zu wenig durch entsprechende Offensiven im Osten unterstützen. Gewisse britische und amerikanische Kreise meinen sogar, die Sowjets würden sich viel zu sehr mit politischen Aktionen befassen, statt sich der ihnen vom internationalen Kapital zugedachten militärischen Rolle zu widmen.

Damit rühren die Anglo-Amerikaner allerdings an den heikelsten Punkt der jüngsten Entwicklung hinter den Fronten der Alliierten. Der Aufstand in Athen zeigt, dass England auch dort, wo es im Sinne der Vereinbarungen von Teheran und Moskau nach eigenem Belieben schalten und walten wollte, nicht in der Lage ist, Ruhe und Ordnung herzustellen. Wie sehr Moskau dabei die Hand im Spiele hat und wie wenig Amerika dazu beiträgt, seinem britischen Verbündeten zu helfen, ist keine Streitfrage. Interessant bleibt auf jeden Fall, dass jene Griechen, die noch vor kurzem die britischen Truppen als ihre Befreier begrüssten, jetzt mit Maschinengewehren und Granaten gegen sie vorgehen. Ob dazu die trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse, die Inflation und das Ausbleiben einer wirksamen Lebensmittelhilfe beigetragen haben, oder die Erkenntnis, dass mit den Briten wieder jene Schicht von Nutzniessern ins Land kommt, die vom sozialen Elend ihrer Mitbürger leben, mögen die Engländer selbst überlegen. Es ist leicht zu begreifen, dass die griechischen Ereignisse in London eine Stimmung hervorgerufen haben, die schlechter ist als seit langem und dass manche gegen Churchill eingestellten britischen Kreise dadurch geradezu in Weissglut gerieten.

Eine massgebliche Rolle bei den Vorgängen in Athen spielte Mac Millan, der — wie man im Verlaufe einer Oberhausdebatte in London erfuhr — als Ministerresident in Rom sitzt, und offenbar versucht, die England ausgelieferten Gebiete Italiens und Griechenlands mit Methoden zu verwalten, die seine Kollegen, die britischen Ministerresidenten im Nahen Osten und in Westafrika ausprobiert haben. Welchen Erfolg er damit erzielt, konnte er wohl bei seiner vor einigen Tagen erfolgten vergeblichen Interventionsreise nach Athen feststellen. In Rom ist es ihm jedoch gelungen, das Kabinett Bonomi noch einmal zu retten und es mehr an das Königshaus zu binden, das nirgends in Italien noch irgendein Ansehen geniesst. Der Preis, den McMillan dafür zahlte, ist eine Verstärkung des Einflusses der Kommunisten, die nicht danach fragen, mit wessen Hilfe und mit welchen Mitteln sie näher an ihr Ziel herankommen. Unterdessen hören wir, dass vor den Toren Roms 300 000 Obdachlose darben und dass auf Sizilien neue Aufstände ausgebrochen sind. MacMillan kann von Glück reden, dass es in Italien keine «Elas» gibt, die kampfkräftig und genug bewaffnet ist, um den anglo-amerikanischen Besatzungstruppen zu zeigen, was man in Italien von den Segnungen der Invasion hält. Kenner der Verhältnisse im besetzten italienischen Gebiet sind jedoch der Meinung, dass es sehr leicht zu einem neuen Marsch auf Rom kommen könnte. Aber nicht in jenem guten alten Sinn, um eine nationale Einigung und einen staatlichen Wiederaufstieg Italiens zu erzielen, sondern mit umgekehrten Vorzeichen.

Neben dem Kampflärm aus Athen wurde von der Oeffentlichkeit weniger bemerkt, dass sich nunmehr auch das Schicksal der polnischen Exilregierung in London immer mehr dem kläglichen Ende zuneigt. Der von den Sowjets gegründete Ausschuss in Lublin erklärte sich bereits als «einzige, wirkliche, polnische Regierung» und die Sowjets beginnen schon ostpolnische Gebiete sich einzuverleiben, indem sie die Polen aus Lemberg und Umgebung vertreiben. Eden selbst musste im Unterhaus zugeben, dass «wenig Aussicht auf eine Einigung» besteht.

Noch mehr Sorge macht den Anglo-Amerikanern das Schicksal Tschungking-Chinas, das nicht mehr in der Lage ist, der neuen japanischen Offensive wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Tschiangkeischek wartet noch immer vergeblich auf eine ausreichende Hilfe von den Vereinigten Staaten, während sein Volk allmählich verblutet, weil Washington nicht in der Lage ist, neben dem Krieg in Europa und dem im Pazifik noch den Tschungking-Chinesen eine ernsthafte Unterstützung zu gewähren. Selbst die Bedrohung der japanischen Verbindungslinien vor der südchinesischen Küste durch den USA-Angriff auf die Philippinen schaltete Tokio aus, indem es durch eine kühne Operation seiner Landtruppen einen Vorstoss bis zur indochinesischen Grenze unternahm und dadurch eine lückenlose Landverbindung von Mandschukuo bis Indochina, ja noch weiter in südlicher und westlicher Richtung erreicht hat. Nach ihrem Ausbau wird dieser Korridor nicht nur eine wertvolle Voraussetzung zur Lösung strategischer Aufgaben, sondern auch eine wichtige Lebensader der künftigen grossostasiatischen Wohlstandssphäre sein.

RO.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Flaggenhissung in einem USA-Truppenlager

«Donnerwetter, das ist doch nicht die USA-Flagge.»
«Schon gut, wenn sie es heute auch noch nicht ist, so wird sie es doch bald sein.»

Grabrede für Exilpolen

Churchill erörterte vor dem Unterhaus die Frage der Schuld am Schicksal Mikolajcziks

Eigener FS-Bericht

STOCKHOLM

Während die griechische Krise fortdauert, beschäftigte sich am Freitag das Unterhaus mit dem immer hoffnungsloser aussehenden Polenkonflikt. In Londoner unterrichteten Kreisen glaubt man eine weitere Verschärfung feststellen zu können, da man die Anerkennung des Lubliner Ausschusses durch Moskau als unmittelbar bevorstehend betrachtet. Unter diesen Umständen hätte die britische Regierung es vorgezogen, wenn die Unterhausdebatte vertagt worden wäre, doch haben die Abgeordneten darauf bestanden, dass die seit langem angesetzte Debatte auch stattfindet. Inzwischen wartet die Regierung Arciczewski immer noch auf Antwort der polnischen Widerstandsbewegung auf die Vorschläge, welche zur Lösung des Konflikts übersandt waren. Ueber deren Inhalt ist jedoch nichts bekannt. Die Bauernpartei des früheren «Ministerpräsidenten» Mikolajczik verweigert immer noch ihre Mitarbeit, so dass die vier für sie freigehaltenen Ministerposten leerstehen. Die britische Regierung hat bisher nur den notwendigsten Kontakt über ihren Botschafter mit der Exilregierung unterhalten, während weder Churchill noch Eden die neuen Minister empfangen haben.

In dieser Atmosphäre hat die Churchillerklärung keinerlei Entspannung in die geladene Stimmung des Unterhauses gebracht. Churchill griff auf zwei seiner früheren Berichte zurück, nämlich auf die, die er im Februar, nach seiner Rückkehr von Teheran, und im Oktober nach seiner Rückkehr von Moskau, gegeben hatte. Es sei ihm unmöglich, so erklärte er, den Erklärungen von damals etwas Neues hinzuzufügen, denn das ganze Problem Polen verharre auch heute noch in dem gleichen «ungelösten Stadium» wie damals. Er verwahrte sich energisch dagegen, dass Englands Haltung für die Verschleppung des polnischen Problems verantwortlich sei. Er ging sogar soweit zu erklären, dass sowohl Mikolajczik, wie auch die USA zumindest den gleichen Anteil der Schuld trügen. Wörtlich sagte er: «als der frühere polnische Premier Mikolajczik im letzten Oktober mit mir in Moskau weilte, hoffte ich, dass es ihm gelingen würde, die Schwierigkeiten, die der Ausrufung einer polnischen Regierung im Wege standen, gemeinsam mit dem Lubliner Komitee zu lösen. Wäre ihm das gelungen, dann wäre er heute der Führer einer polnischen Regierung auf polnischem Boden und als solcher von allen Alliierten anerkannt.

Zu der distanzierten Haltung der USA im Falle Polen sagt Churchill: «Die Lösung des polnischen Problems wurde dadurch erschwert, dass die Regierung der USA es vorzog, nicht eine so präzisierte Haltung in dieser Frage einzunehmen, wie es die britische Regierung für richtig hielt». Er hoffe allerdings, dass sich die USA in dieser Sache noch entscheiden werden angesichts der Tatsache, dass ein Versagen der Zusammenarbeit zwischen USA, UdSSR und Grossbritannien alle Hoffnungen für eine künftige Zusammenarbeit schwer schädigen würde.

Churchill riet der gegenwärtigen polnischen Exil-Regierung, eine Einigung mit Moskau über Polens künftige Ostgrenze zu erreichen, «ehe die Sowjetunion einen endgültigen Pakt mit Lublin schliesst».

Eine Lösung dieser Frage, so schloss Churchill, könne seiner Meinung nach bestimmt erreicht werden, falls Roosevelt und Stalin sich entschliessen könnten, mit ihm erneut zusammenzutreffen.

An die Churchillerklärung über Polen schloss sich im Unterhaus eine Debatte an, in der Sprecher aller Parteien einen Nekrolog für Polen sprachen. Der Abgeordnete der Labourpartei M. Philips Price erklärte, dass sich «die Polen durch die ausgeprägte nationale Eigenschaft des völligen Unvermögens auszeichneten, das Land der Wunschträume zu verlassen». Die polnische Exilregierung in London sei im Begriff, schnell die Kontrolle über die Lage zu verlieren. Wenn sie sich mit dem polnischen Sowjetausschuss in Lublin nicht einige, werde sie sehr bald «den Anschluss verpassen». Namens der Liberalen bemerkte der Abgeordnete Geoffrey Mander, eine Wiederherstellung der alten polnischen Grenzen sei nicht anzuraten. Wenn die polnische Exilregierung auf diesen Grenzen bestehe, laufe sie Gefahr, alles zu verlieren. Nachdem sich einige konservative Abgeordnete den Anschein gegeben hatten, sie hätten Verständnis dafür, dass sich die polnische Exilregierung weigere, Selbstmordpolitik zu treiben, erklärte der Labour-Abgeordnete Ivor Thomas, es drehe sich einfach darum, ob Polen überhaupt wieder ein Staat werden solle. Die Grenzfrage sei diesem Problem untergeordnet.

Durch die Debatte war das Schlusswort für Eden verhältnismässig vereinfacht worden. Er gab zu, dass die Polenfrage für die englische Regierung seit drei Jahren das «schwierigste und sorgenreichste Problem» sei. Die Polenfrage drohe die alliierte Einheit ständig zu stören und zu erschüttern. Man könne nur schwer sagen, wie irgend ein Vertrauen auf eine Regelung der politischen Streitfragen und auf einen Frieden in Osteuropa gesetzt werden könne, wenn der polnisch-sowjetische Konflikt nicht gelöst werde. Noch habe England nicht alle Hoffnung aufgegeben, im allgemeinen müsse er ehrlich bekennen, dass die Aussichten auf eine Beilegung des Konfliktes gegenwärtig sehr schwach seien.

Die Waage

Bluff mit Rüstungszahlen

D. — *Die Yankees halten den Rekord im Bluffen mit grossen Ziffern. Als das leichtgläubigste Volk der Erde lassen sie sich durch den Aufmarsch der Zahlen betäuben, den ihnen das Weisse Haus von Zeit zu Zeit vorexerziert. Allzu oft schon als Mittel skrupelloser Agitation entlarvt, und allzu faustdick aufgetragen, wird aber die Zahlenmystik zur Komik.*

Selbstverständlich hat der Chef der USA-Kriegsproduktion, General Sommervell, den Ehrgeiz, die Kriegsproduktion der USA als eine bisher nie erreichte Rekordleistung hinzustellen. Er tut dabei aber etwas zu viel des Guten, wenn er der staunenden Welt allen Ernstes erzählt, dass die USA-Rüstung in diesem Kriege bisher nicht weniger als 196 Millionen Uniformen, 15 Millionen Maschinengewehre und 1,8 Millionen grosse und mittelgrosse Geschütze — von den kleinen Geschützen will Sommervell überhaupt nicht erst sprechen — hergestellt habe. Die USA-Streitkräfte betragen etwa 8,2 Millionen Mann, von denen nur ein Teil voll ausgerüstet an der Front steht. Selbst wenn man annimmt, dass die USA mit ihren Lieferungen an die Briten und Sowjets nocheinmal dieselbe Menge Soldaten ausgerüstet hätten, bleiben diese Ziffern doch eine Grosssprecherei für solche, denen man leicht Bären aufbinden kann. Die USA schicken offenbar nicht nur Supertanks und Superflugzeuge, sondern auch Supersoldaten, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, an die Front. Jeder von ihnen ist mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet und mit Wolle gepanzert; denn er hat ein halbes Dutzend Uniformen übereinander an. Auf je sechs von ihnen kommt ein mittleres oder schweres Geschütz!

Es fehlt nur noch der dazugehörige Nachweis, dass jeder USA-Soldat jetzt über vier Hände verfügt, aber infolge der Superproduktion der amerikanischen Rüstungsindustrie vom 1. April ab mit acht Händen zu rechnen ist.

Wir unterschätzen gewiss nicht die Kriegsproduktion der USA, aber wir lassen uns auch nicht von dem Blödsinn der nordamerikanischen Mammutziffern bluffen, wie sie General Sommervell seiner gedankenlosen Anhängerschaft bekanntzugeben beliebt. Die denkfähige Welt wird sich von diesen Zahlen in ihrer realistischen Einschätzung der USA-Kriegsmöglichkeiten nicht beeinflussen lassen, wenn sie dazu noch an die letzten Rufe Eisenhowers und Tschiangkaischeks nach mehr Waffen und mehr Material denkt.

Regierungssitzung in Krakau

KRAKAU

Unter dem Vorsitz des Generalgouverneurs, Reichsminister Dr. Frank, fand auf der Burg zu Krakau eine Regierungssitzung statt. Der Generalgouverneur stellte fest, dass die Bevölkerung dieses Raumes trotz der Nähe der Front und trotz des Trommelfeuers der gegnerischen Propaganda ihre Pflicht getan. Der in allen Kreisen der Bevölkerung immer wieder dokumentierte Wille zu einer Mitarbeit an der gemeinsamen Lösung aller jener Probleme, die geeignet erscheinen, auch dieses Land als einen integrierenden Bestandteil Europas vor der bolschewistischen Flut zu schützen, habe die deutsche Führung des Generalgouvernements in die Lage versetzt, an die Verwirklichung von Massnahmen zu denken, die in erheblich weiterem Umfange als bisher eine aktive Mitarbeit der gesamten polnischen Bevölkerung ermöglichen und damit allen Arbeiterschichten noch grössere Erleichterungen bringen würden als bisher.

Schauspiel im Unterhaus

STOCKHOLM

Nur zwei Personen befanden sich auf der Diplomatentribüne, als das englische Unterhaus die polnische Frage debattierte, so berichtet «Stockholms Tidningen» aus London. Dies waren der sowjetische und der polnische Gesandte. Sie sassen mit einem Zwischenraum von acht Stühlen voneinander entfernt und schenkten einander keinen Blick, starrten vielmehr ununterbrochen hinab ins Unterhaus, wo Churchill die Einstellung der britischen Regierung zur Polenfrage darlegte. Die Erklärungen Churchills waren angenehme Töne in den Ohren des sowjetischen Botschafters, aber bitter unangenehm für den polnischen Gesandten. Beiden sei es jedoch gelungen, während der Debatte ein völlig unbewegtes Gesicht beizubehalten, als ob sie die ganze Sache nichts anginge.

Aus aller Welt gedrahtet

Auszeichnung für Gauleiter Jury

Staatspräsident Dr. Joseph Tiso zeichnete de Reichsstatthalter und Gauleiter Dr. Jury mit dem Grosskreuz des slowakischen Kreuzordens aus.

Warschauschild

Der Führer hat zur Erinnerung an die heldenhaften Kämpfe in Warschau ein «Warschauschild» gestiftet, als Kampfabzeichen für Wehrmachtangehörige und Nichtwehrmachtangehörige, die an den Kämpfen in Warschau ehrenvoll beteiligt waren.

Tschengkungpo beim Tenno

Der Tenno empfing im kaiserlichen Palais den Präsidenten des Exekutiv-Yuan und stellvertretenden Präsidenten der chinesischen Nationalregierung, Tschenkungpo.

Menemencoglu in Paris

Numan Menemencoglu, der neuernannte türkische Botschafter in Frankreich, ist in Paris angekommen, wie Reuter berichtet.

Chefgeneral in USA

Der USA-Nachrichtendienst meldet, dass der Rang eines Chefadmirals der USA-Marine und eines Chefgenerals der Armee geschaffen wird. Diese neuen Ränge stehen noch über den gegenwärtigen Höchsträngen.

Juden in Rumänien bevorzugt

Reuter meldet, dass in Rumänien am Dienstag eine Reihe von Gesetzen bekanntgegeben wurde, durch die den Juden eine bevorzugte Stellung eingeräumt wird.

Aufstand in Guatemala

Der Sender «Die Stimme aus Guatemala» gab bekannt, dass in der Stadt Santana ein Aufstand ausbrach. Die Aufständischen bemächtigten sich sofort der Kasernen und besetzten die Stadt.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich
Stellvertreter: Dr. Horst Walther
sämtliche in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

Die politische Karikatur

Ein publizistisches Kampfmittel / Von Helmut Böttcher

Neben dem Wort und der Schrift spielt das Bild zur Uebermittlung von Gedanken und zur Auslösung von Empfindungen und Willens-Impulsen eine hervorragende Rolle. Wenn man sich fragt, welches der drei Mittel die grösste Wirkung auszuüben vermag und damit die Priorität besitzt, wird man getrost mit dem bekannten Ausspruch antworten können: «Im Anfang war das Wort.» Man kann aber darüber streiten, ob danach dann der Schrift oder dem Bild in dieser Richtung mehr Bedeutung zukommt. Das Schriftwort wird gewiss tiefer in den Gegenstand eindringen, es kann ihn auch von allen Seiten her untersuchen und gründlich durchleuchten, aber es verlangt von dem, an den es sich wendet, viel Zeit, innere Aufnahmebereitschaft und oft ein hohes Mass von geistiger Konzentration. Das Bild dagegen — gleichgültig, welcher Technik es seine Entstehung verdankt — rückt den Kernpunkt der Sache in den Vordergrund und lässt alles andere zurücktreten. Indem es das Hauptsächliche zur Darstellung bringt, lässt es den Beschauer oft in Augenblicksdauer gewahr werden, um was es sich handelt, es drängt sich ihm förmlich auf, es gewinnt und zwingt sein Interesse, sich näher mit dem Gegenstand zu beschäftigen und nun auch nach schriftlichen Darstellungen über ihn zu verlangen. In diesem Sinne greifen Bild und Schrift ineinander und ergänzen sich gegenseitig.

Die fesselnde Wirkung des Bildes lässt sich noch erhöhen, wenn bestimmte Einzelzüge bewusst hervorgehoben oder in ihrem Grössenverhältnis zu anderen Merkmalen absichtlich gesteigert, das heisst übertrieben, werden. Dann entsteht die Karikatur (abgeleitet von dem italienischen caricare = übertreiben). Ein solches Bild braucht nicht unästhetisch zu sein, es kann genau so künstlerisch wirken wie jedes andere. Es kommt nur darauf an, ob es «gekonnt» ausgeführt wurde, ob die Person, die es schuf, eine echte Künstlernatur ist. Wer einen Blick auf die Geschichte der Karikatur wirft, wird leicht feststellen, dass sich ihr fast immer sehr namhafte Persönlichkeiten, mitunter die grössten Künstler ihrer Zeit widmeten. In gewissem Betracht ist es sogar schwerer, eine gute Karikatur zu zeichnen als ein gutes normales Bild, weil der Karikaturist einmal neben der rein bildlich-optischen auch der psychologischen Beobachtungsgabe bedarf, die ihn die Besonderheit des Gegenstandes gewahren lässt, deren Hervorhebung dem Zweck angemessen ist, und weil er zum anderen trotz gewisser Uebertreibungen doch wieder zur allgemeinen Harmonie in der Gesamtkomposition des Bildes kommen muss.

In der britischen Krämerbude

John Bull: «Gut, dass ich so für Papier gesorgt habe. So kann ich die Ware gleich ordentlich einwickeln!»
Zeichnung: Werner Hahmann

Ihr Betätigungsfeld findet die Karikatur auf zahlreichen Gebieten des Lebens. Vorwiegend werden in ihr Personen abgebildet, die zeitgeschichtlich eine hervorragende Rolle spielen, von denen — sei es im Guten oder im Bösen — starke Wirkungen ausgehen. Eine der meist dargestellten Personen der Vergangenheit ist der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck gewesen, an dem sich die Künstler wohl aller Kultur-Nationen erprobten. Es gibt deshalb von ihm die konträrsten Karikaturen, entsprechend dem Standort und Blickwinkel des jeweiligen Betrachters. Der Gegenpol hierzu in unserer Zeit dürfte Stalin sein, an dem die Karikaturisten aller Völker (mit Ausnahme der in der Sowjetunion lebenden) ganz einheitlich dieselben Merkmale als seine Besonderheit erkennen, so verschieden sie diese auch individuell-künstlerisch zur Darstellung bringen.

Nächst den Einzelpersonen wendet sich die Karikatur gern menschlichen Schwächen in typischer Erscheinung zu, wie der Leichtlebigkeit der Jugend, der Kraftmeierei der Reifezeit, der Vergesslichkeit des Alters. Sie lässt auch nicht selten Eigentümlichkeiten ganzer Berufe und Stände hervortreten. Der Schlotbaron steht da neben dem Gewerkschaftsbonzen, der Krautjunker neben dem Börsenjobber, der Bücherwurm neben dem Landstreicher und Globetrotter.

Von hier aus ist es dann nur noch ein kleiner Schritt, ganze Völker in ihren Eigentümlichkeiten zu erfassen und diese in sinnbildlichen Gestalten zu manifestieren. So entstanden zur Kennzeichnung des deutschen Volkes der Deutsche Michel und der Militarist, je nachdem, ob der Künstler die Forschernatur oder das soldatische Wesen der Deutschen aufs Korn nahm, zur Kennzeichnung des französischen Volkes die teils geifernd-zänkische, teils lüstern-kokettierende Marianne und der mit seinem Gekrähe ewig Unruhe stiftende Gallische Hahn, zur Kennzeichnung des englischen Volkes ganz eindeutig John Bull und des jüdischen Volkes ebenso eindeutig Ahasver. Die Nordamerikaner waren bisher durch den von lauter Menschenfreundlichkeit strotzenden Bruder Jonathan symbolisiert. Sein heutiger Nachfahre Roosevelt wird auch noch immer mit lächelnder Miene «gesehen», es scheint aber, dass die Karikaturisten demnächst eine andere Type werden erfinden müssen, wenn sie den in diesem Kriege hervorgetretenen Eigentümlichkeiten der Nordamerikaner gerecht werden wollen. Es wäre an der Zeit, dass Bruder Jonathan (oder Onkel Sam) ebenso in der Versenkung verschwände wie der britische Löwe, das Sinnbild des früheren mächtigen Inselreiches. Wenn dieser heute noch irgendwo in der Karikatur auftaucht, dann sieht man ihn selbst wieder nur als Karikatur gezeichnet: wie er vor dem russischen Bären den Schwanz zwischen die Beine klemmt und sich duckt. Auch der russische Bär hat eine andere Haltung bekommen. Die Peitsche, die der Bärenführer früher schwang, um ihn zum Tanzen zu bringen, befindet sich heute in seiner eigenen Tatze, und die Zeichen Hammer und Sichel auf seiner Mütze verraten leicht, zu welchem Zweck sie von ihm gebraucht wird. Bär und Löwe sind Beispiele dafür, wie Symbole sich wandeln können, wenn in der Machtstellung oder in den Eigenschaften der Völker selbst Veränderungen eintreten.

Diese Betrachtungen lenken unseren Blick auf den Zweck der Karikatur. Von ihren mancherlei Zwecken steht heute weit im Vordergrund die beabsichtigte politische Wirkung. Die politische Karikatur kann sowohl Einzelpersonen wie Vorgänge und Zustände, Einrichtungen und Personengruppen, ja ganze Völker unter die Lupe nehmen. Sie greift jeweils das zeitlich im Brennpunkt Stehende heraus und führt es dem Beschauer zur Urteilsfällung vor Augen. Sie lockt und führt ihn an die Dinge heran, sie sucht ihn für ihre Auffassung und eine Stellungnahme in ihrem Sinne zu gewinnen. Sie hat damit ausgesprochenen Kampfcharakter. In ruhigeren Zeiten wird dieser Charakter weniger scharfe Formen annehmen, als wenn es um die Existenz von Menschen und Völkern geht. Dann kann um die Aenderung der Sozialordnung oder auch nur um die Abstellung einzelner sozialer Missstände gestritten werden. Aber auch in Zeiten beschaulichen Daseins braucht die Karikatur nicht ganz zu fehlen. Ihr Zweck wird dann vorwiegend auf Unterhaltung gerichtet sein.

Aus der Geschichte wissen wir, dass die Karikatur schon im klassischen Altertum üblich war. Im Mittelalter tritt sie besonders in den kampferfüllten und lebensfrohen Jahrhunderten der Renaissance und des Absolutismus hervor, wie denn überhaupt Zeiten innerer und äusserer Gärung stets ein fruchtbarer Boden für ihr Gedeihen sind. Dem widerspricht es nicht, dass sie ihre bisher höchste Blüte im 19. Jahrhundert erreichte, das vielfach zu Unrecht als eine Zeit der Geruhsamkeit betrachtet wird. Gewiss entwickelte sich in ihm ein behäbiges Bürgertum, das viel Anlass zu harmlosen Spöttereien gab, aber neben ihm war auch das allzeit unruhige Industrie- und Grossstadtproletariat entstanden, das in dunklem Drang ebenfalls nach einem Platz an der Sonne strebte, und gegen beide stemmte sich alles, was seinen Grund in früheren feudalistischen Einrichtungen hatte. Diese sozialen Kämpfe, verbunden mit nationalen Einigungsbestrebungen oder auch losgelöst von ihnen, haben oft die Menschen des 19. Jahrrunderts gepackt und alles andere eher denn ein friedliches Leben ermöglicht. Diese Zeit musste deshalb auch dem Aufkommen der karikaturistischen Kunst förderlich sein. Zu ihrer Ausbreitung — und teilweisen Entartung, wie hinzugefügt werden muss — trug endlich auch die individualistische Lebenseinstellung bei. Indem der Individualismus die Menschen auch von jenen Bindungen «frei» machte, die sie mit ihrem Untergrund, dem Volkstum, in Berührung hielten, wirkte er zersetzend und zerstörend, und die Karikatur, die diesen Prozess förderte, musste schädigende Wirkungen haben.

Er hat sie alle im Sack!
Zeichnung: Hans Lindloff

Das allgemeine Emporblühen der karikaturistischen Kunst im 19. Jahrhundert äusserte sich in den verschiedensten Völkern in dem Entstehen besonderer Zeitschriftengruppen. In Deutschland stand die Gruppe der politischen Karikaturzeitschriften an der Spitze, und in ihr wiederum dominierte als weltbekanntes Organ der «Kladderadatsch», der mit dem Altreichskanzler Bismarck einst gross wurde und seither gross geblieben ist bis fast auf unsere Tage, als der totale Kriegseinsatz auch sein weiteres Erscheinen auf eine spätere Zeit verschob. Neben ihm machten sich einen Namen der «Simplizissimus», die «Fliegenden Blätter», die «Lustigen Blätter» und — in neuerer Zeit — die «Brennessel». Das italienische Volk, das dieser ganzen Kunstrichtung den Namen gab, hat sich hier nicht minder fruchtbar erwiesen. Zeitschriften wie «Marc Aurel» hatten ebenfalls internationalen Rang und eine Verbreitung weit über die Grenzen des Landes hinaus. Von französischen Karikaturzeitschriften wurden «Caricature» und «Charivari» viel gelesen.

Die karikaturistische Kunst würde nicht solche Entfaltung erhalten haben, wenn sich ihr nicht eine Reihe der erlauchtesten Geister gewidmet hätten. Obenan steht Leonardo da Vinci, und neben ihm sind in der Renaissance Brueghel d.Ae. und Annibari Carracci zu erwähnen. Die Franzosen haben als bedeutende Karikaturisten Daumier und Gavarni hervorgebracht. Im 19. Jahrhundert ist als deutscher Klassiker der Karikatur Wilhelm Busch zu nennen, der das deutsche Volk mit seinen Fehlern und Schwächen malte, wie es weint und lacht, gemäss dem Goethewort «Wer sich nicht selbst zum Besten halten kann, der ist wohl selbst nicht einer von den Besten...» Neben ihm betätigten sich hier als deutsche Meister W. Scholz, Hengeler und Oberländer, Zille und Simmel. In neuerer Zeit sind als markante deutsche Karikaturisten besonders hervorgetreten Thöny und Gulbransson, Hahmann und Lindloff, Schweitzer (Mjölnir) und Hofmann (Bogner-Waldl).

Ein kurzer Zeitungsrückblick auf die karikaturistische Kunst kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Er kann nur die Absicht verfolgen, die Aufmerksamkeit wieder einmal auf eine Kunstgattung zu lenken, die gerade in heutiger Zeit eine so bedeutsame Rolle spielt. In ihm würde aber doch ein wesentliches Stück fehlen, wenn nicht auch der Tagespresse wenigstens gedacht würde, die viel zur Verbreitung der politischen Karikatur beitrug. Deutsche Zeitungen haben nicht selten eigene karikaturistische Mitarbeiter, die im engsten Kontakt mit der Schriftleitung Schrift und Bild auf das gleiche Ziel ausrichten und damit das eine durch das andere ergänzen und verstärken. Zu ihnen gehört auch die «Deutsche Adria-Zeitung», die während ihres nun fast einjährigen Bestehens in täglicher Folge eine politische Karikatur enthält. Es waren bisher ausschliesslich Zeichnungen Triestiner Künstler. In der vorliegenden Ausgabe veröffentlicht sie erstmalig auch einige Arbeiten der deutschen Künstler Werner Hahmann und Hans Lindloff, und in der Folgezeit hofft sie von ihnen wie noch von weiteren deutschen Karikaturisten wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte bringen zu können.

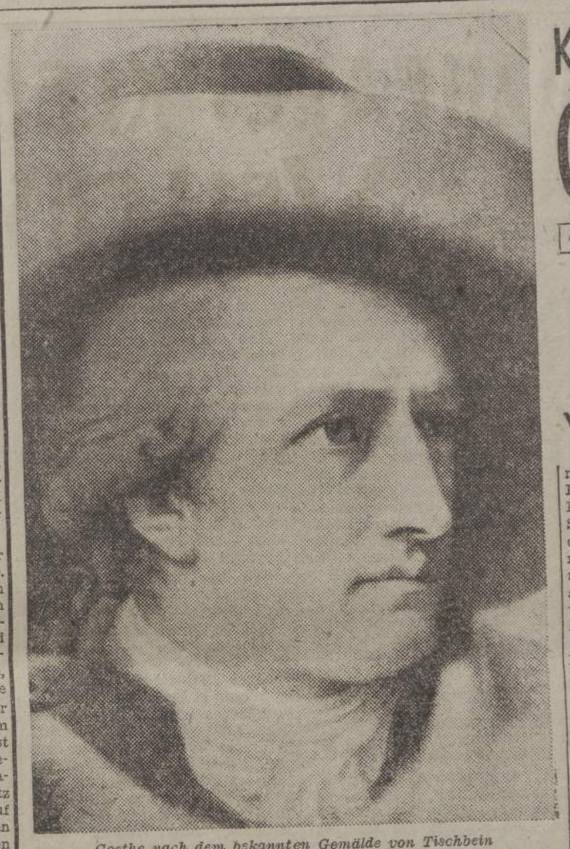
Der fromme U.N.R.R.A.-Engel
von Roosevelts Gnaden

Je näher er kommt, um so

dünner wird der Engel

und um so klarer wird —

der Heiligenschein!
Zeichnungen: Werner Hahmann



Goethe nach dem bekannten Gemälde von Tischbein

Kriegsberichter Goethe

ODER:

Der Krieg von der akustischen Seite

Von Dr. Hermann Pirich

Nicht alle Leser werden es vielleicht wissen, dass Goethe sich ausser Dichter und Minister auch einmal als Kriegsberichter betätigt hat. Propaganda-Kompanien gab es damals zwar noch nicht — es ist uns auch nicht bekannt, dass er, um diese Art des Kriegshandwerks ausüben zu dürfen, vorher erst einmal Gewehrgriffe klopfen musste oder in die tieferen Geheimnisse einer einwandfreien Grundstellung eingeweiht wurde. Unseres Wissens ist er überhaupt nicht erst durch die Quarantäne einer Kaserne geschleust worden, sondern so, wie er war, als «schäbiger Zivilist», hat er teilgenommen an dem Feldzug 1792, den er in Tagebuchform festhielt unter dem bescheidenen Titel «Kampagne in Frankreich». Soweit uns überliefert ist, trug er nicht einmal eine Uniform — unterschied sich also, alles in allem genommen, wesentlich von den modernen Kriegsberichtern. Bis auf den einen Punkt vielleicht, dessen Erwähnung er in seinem Tagebuch einem alten Husarenoffizier in den Mund legt, der da nämlich von ihm, dem Kriegsberichter Goethe, sagt: «Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben.» Es muss also schon damals etwas wie eine Zensur gegeben haben.

Trotzdem finden sich in seiner Beschreibung manche interessante Einzelheiten. So vor allem seine Feststellung, dass die Schrecken des Krieges eine akustische Ursache haben. Er schildert da nämlich die Kanonade von Valmy und sagt hierbei folgendes: «Bemerkenswert bleibt es indessen, dass jenes grässliche Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.»

Diese feine Beobachtung machte er bereits bei seiner Feuertaufe, während an unsereinem erst eine halbe Jahresproduktion der sowjetischen oder angloamerikanischen Rüstungsindustrie vergeudet werden muss, bis man dahinterkommt, warum man bei so einem Artilleriebeschuss oder Bombardement allmählich so seltsam weich in den Knien wird. Denn als Soldat z.B. war es doch meist so, dass man sein' Sach' auf nichts gestellt hatte und vor dem Tode selbst eigentlich gar nicht mehr die sozusagen übliche Angst kannte. Oft war schon die rein körperliche Erschöpfung grösser — so gross, dass diese Angst erst gar nicht aufzukommen vermochte, ja in solchen Augenblicken konnte es sogar sein, dass man sich geradezu wünschte, nun wäre doch endlich alles vorüber. Und dennoch — wenn so ein Trommelfeuer andauerte, kam es wieder über einen, «jenes grässliche Bängliche», von dem Goethe sagt, dass es *«nur* durch die Ohren zu uns gebracht» werde. Dabei dürfte sich wohl jeder, der «draussen» war, an Zeiten erinnern, in denen er mit sich und der Welt so ins reine gekommen war, dass er da wirklich keine Furcht vor dem Tode mehr hatte — wo seine Seele tatsächlich stärker war als die arme Kreatur in ihm und sich förmlich wie mit Schwingen erhob über alles menschlich Unzulängliche und Menschlich-Allzumenschliche.

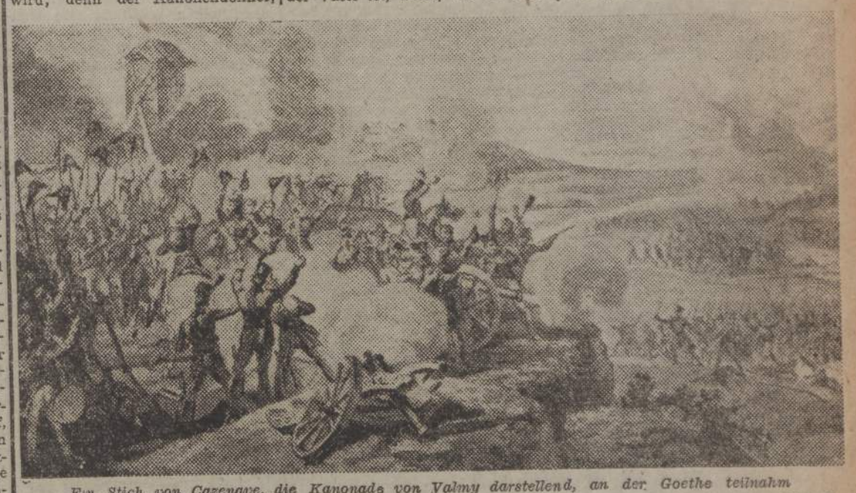
Vielleicht kommen wir der Sache näher, wenn wir uns dem Alltag mit seinen kleinen Mühen und Sorgen zuwenden. Jeder von uns, der Vater ist, weiss, wie oft unsere ganze Erziehungskunst vor der Kapitulation steht. Güte, eiserne Konsequenz, die schrecklichsten Strafen und lockendsten Versprechungen — nichts verfängt manchmal, wenn das Kind erst mal so richtig im bombensicheren Bunker seines Starrsinns sitzt. Eines aber wirkt immer: die mächtige Stimme des Vaters.

Es ist eigenartig, wie sehr der Mensch im allgemeinen jeden Krach scheut. Diese Scheu ist nicht selten grösser als jede andere Furcht — ja selbst als die Furcht vor dem Tode. Von den Soldaten, die in Russland waren, werden sich gewiss alle an die berühmte «Kaffeemühle» erinnern, das Flugzeug «vom Dienst», das Nacht für Nacht über unseren Köpfen seine Runde machte und seine «Eier» legte, was immerhin doch störend empfunden wurde. Ich von mir selber weiss jedenfalls, dass ich mir abends vor dem Einschlafen meist sagte, wenn ich von dem Luder bloss nicht aufgeweckt werde, dann ist alles gut. Lieber noch als die Detonationen der Bomben nahm man das in Kauf, was ja eigentlich nach menschlichem Ermessen und erfahrungsgemäss doch viel schreckenerregender ist — nämlich den Tod.

Viele Beispiele liessen sich noch anführen, die alle Goethes Beobachtung bestätigen. Und doch — auch «hier irrt Goethe», zumindest was das Wörtchen «nur» in seiner Feststellung betrifft. Denn fuhr man an der Front z.B. in einem LKW über eine eingesehene Stelle, so mochte man seine Ohren noch so sehr spitzen, man hörte dennoch nicht das Winseln der Granaten, das in seinen sehr unterschiedlichen Tonlagen, in seinem Dur und Moll höchst «aufschlussreich» sein konnte hinsichtlich unseres ferneren Lebenswandels. Das Poltern und Rattenn des LKWs verschlang jede «Zukunftsmusik» der feindlichen Geschütze, weder Abschuss noch Einschlag war genau zu vernehmen.

Nach Goethe hätte man sich in so einem LKW also ungefähr fühlen müssen wie in Abrahams Schoss, denn «jenes grässliche Bängliche» konnte doch nicht zu unseren Ohren hinein, da sie ja gewissermassen verbarrikadiert waren von dem Höllenspektakel des LKWs. Aber Hand aufs Herz — war dieses *Nichtshören* nicht eigentlich noch fataler als der üppigst instrumentierte Schlachtenlärm?

Schade nun, dass wir Goethe zu so einer Fahrt nicht mehr einladen können. Wir hätten zu gerne seine gewiss klassischen Eindrücke darüber gelesen.



Ein Stich von Cazenave, die Kanonade von Valmy darstellend, an der Goethe teilnahm
Archiv-Aufn.

Zwischen Mode und Maschine

Widersacher deutscher Kultur / Von R. Göldel, gefallen im Osten

Es ist ein Unterschied, ob sich jemand im stillen Winkel umfriedeten Daseins Gedanken über Welt und Leben macht, oder ob der Sturm der Not einen packt; ihn anhält, Dinge zu bedenken, die nicht den Vorzug der Sichtbarkeit haben. Das alte Wort, wonach Not beten lehrt, besagt doch, dass in schweren Zeiten der Blick von aussen nach innen gelenkt wird: nicht als matte Reflexion, sondern als Besinnung auf tiefe, vordem verborgene Quellen...

Dies gilt nicht allein von ungelehrten Denkbemühungen. Die deutsche Philosophie etwa hat in den dunkelsten Stunden der Nation oft ihre hellsten Intuitionen gehabt. In der Verfallszeit des Reiches, während der allgemeinen Ratlosigkeit der Vorreformation, leuchtet das Fünklein der Mystik in Meister Eckhart, Suso, Tauler. Während der Notzeit, die dem Dreissigjährigen Kriege folgt, entwirft Leibniz einen umfassenden Weltenplan. Kant ist Zeitgenosse der Französischen Revolution und ihrer Versuchungen. Das politische Panorama, vor dem Fichte, Schelling, Hegel Systeme von kühner Begrifflichkeit formen, ist die Aera der napoleonischen Wirren. Die Weltweisheit Schopenhauers, die Improvisationen des jungen Nietzsche entstehen im mutlosen Zeitalter der Reaktion...

Dahingegen bringt das ruhige halbe Jahrhundert vor dem Weltkrieg nur Epigonen hervor; Erkenntniskritik, die das Ganze vernachlässigt, und Methodendiskussion, die nicht zur Sache gelangt. Der leidenschaftliche Funke, der die letzten Dinge und Fragen anglüht, wird nicht dort angeschlagen, wo es sich leicht lebt. Dort kann der junge Dichter, der im Weltkrieg die Verse «De profundis» schrieb, auf Widerhall nicht hoffen.

Aehnliche Erfahrungen sind unschwer in der Bildenden Kunst zu sammeln. Die deutsche Plastik des 13. Jahrhunderts reift in der Götterdämmerung des Reichs der Kaiser. Die gotischen Dome wachsen unter dem düsteren Himmel empor, der ein national sich verlierendes Geschlecht beschattet. Damals zeichnet Matthias Grünewald, dessen unmittelbare Beziehungen zur Mystik des Heinrich Suso erkannt wurden, das Bild des Menschen in seiner abgründigen Weltsorge. Dies Antlitz, geschärft in der Nähe des Todes, zeigen im Zeitalter des tragischen Enthusiasmus — zeigen im Barock Andreas Schlüters Masken sterbender Krieger im Berliner Zeughaus. Demgegenüber bleibt die sanfte Porträtkunst des Biedermeier an der Oberfläche. Die «gute, alte» — das heisst friedfertige und idyllische Zeit erweist sich als musisch nicht allzu ergiebig. An der Jahrhundertwende erst recht, wo alles eitel Sicherheit ist, erschöpfen sich Kunst und Künstler in modischen Stilerörterungen...

Es ist ein ungemein deutsches Wort, wenn Schiller von einem «Vergnügen an tragischen Gegenständen» spricht. Dasselbe Volk, dem sich Schönheit und Reife des Lebens am klarsten erschliesst, es erkennt auch die Problematik des Lebens vor allem deutlich. Das Dasein könnte fröhlich und lieblich sein — aber es ist schlechterdings unmöglich, es als Paradies auf Dauer zu geniessen... Recht vergebens hofft Hölderlin, die Griechenheit, wo der Traum der Menschheit am schönsten geträumt wurde, für spätere Generationen zu erneuern. Der Deutsche ist nicht in und nicht für Arkadien geboren. Nicht Zephir und Pinie, sondern Eiche und Fichte sind die Bäume seiner Landschaft. Magische Worte aus der Tiefe — «Urvater», «Mütter», «Weltesche» — leben in seinen Mythen. Die Götter seiner Vorzeit finden sich nicht an der zeitlosen Tafel olympischer Heiterkeit zusammen. Sie sind den Anfechtungen rätselhaften Seins und Werdens ausgesetzt wie nur ein Mensch...

Die Tragik im deutschen Sinne hat nichts von der antiken Auffassung an sich, die «fatal» im doppelten Sinne das Wortes ist: der Mensch vermag es trotz oder vielmehr wegen aller Bemühungen nicht, dem einmal verhängten Schicksal zu entgehen. Nach unserer Auffassung gilt vielmehr das Wort, das Wallensteins Heerführer seinem General zuruft: «In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!» Wenn die gegenwärtige Stunde des deutschen Volkes «Notwendigkeit» heisst, dann auch in dem Sinne, dass die Not gewendet wird und wir aus eigener Machtvollkommenheit unsere geschichtliche Tragik überwinden.

Die schöne, verführerische Feindin jeder Lebenstiefe ist die Mode. Sie empfiehlt sich durch leicht eingängige Formen und versucht niemanden, Leib und Seele irgendwo zu wagen. Wer à la mode lebt, bewegt sich auf der leichten Fläche eines Balletts. Aber das schwerblütige, tiefsinnige, am Ende jedoch fruchtbare und glückliche Sein ist ihm versagt. In einem Volk jedenfalls, das um Sein oder Nicht-Sein kämpft, ist gewiss kein Raum und keine Zeit für modische Allgemeinheiten, für jene Gemeinplätze, wo die Scheidemünze vorgegebener Gewohnheiten im Kurs ist — wo um eigene Tat und eigenes Wort keiner bemüht zu sein braucht.

Dies aber ist anderwärts die geistige Plattform, auf der sich die angelsächsische Welt bewegt. Dort geht allerdings die Mode, nicht weniger die Modetorheit, von Tag zu Tag und von Mund zu Mund. Ein Programm des Daseins, Rezept der hohen Pflichten wie der niederen Verrichtungen, wird wie von einem Speisezettel abgelesen und befolgt. Das Leben wird dadurch von seiner ureigensten Art, dass es rätselhafte Abgründe öffnet, dann Gipfel überraschend verheisst, abgewendet. Man gliedert sich in einen Mechanismus ein, der Rad für Rad abläuft. Alles was sich maschinell erledigen lässt, geniesst allein deshalb ein unverhältnismässiges Ansehen.

Mechanismus und Maschine werden aber geradezu über das Leben des Menschen gesetzt, wenn der angelsächsische Moderaptus ins Blind-Materielle entartet und zum sowjetischen Maschinenkult wird. Hier ist die materialistische Theorie der französischen Aufklärung, die Gewaltthese des La Mettrie: «L'homme machine», zum ersten Male in der geschichtlichen Praxis verwirklicht. Der Mensch wird belehrt — und bei Widerstand gezwungen — als Maschine zu funktionieren. Das Menschliche — liebenswerte Tiefe von Kunst und Tragik — verlöscht...

Hier ist an jenen prophetischen Kulturpessimismus zu erinnern, der aus der Ueberwertung der Technik auf den «Untergang des Abendlandes» diagnostizierte. Die tödliche Voraussicht erwiese ihr Recht, triumphierte am Ende des gegenwärtigen Krieges die Identität Mensch-Maschine über die Gemeinschaft lebendiger Menschen... Es darf nicht missverstanden werden, wenn wir an diesem Brennpunkt der geistigen Entscheidung zunächst Partei gegen Mode, Mechanismus und Maschine nehmen. Wir teilen deshalb nicht etwa den sonderbaren Anachronismus der Biedermeierfreunde, die von den technischen «Errungenschaften» teuflische Unruhe für das Menschengeschlecht fürchten. Wohl aber weisen wir der Technik ihr Mass: wir bedienen uns ihrer sehr gern als Mittel, auf dass der Mensch mit seinen höhern Zwekken wachse. Aber es ist uns ferne, anzuerkennen, dass das Mittel seinen Zweck überwuchert und der Mensch, aus den Tiefen seines Wesens entzaubert, seelisch an Untiefen strandet.

Gnade des Lebens

Von Will-Erich Peuckert

Es war im vorigen Kriege und der Grossvater lebte noch. Zu so einem Alten hat ein Weibsbild aber eher ein Vertrauen; sie redet mit ihm, was sie mit einer Jungen, geschweige einem jüngeren Mannsen überhaupt nicht redet. Auch von dem eignen Manne spricht sie, der mitten in Frankreich steht, am «Toten Manne», und sie bangt um ihn. Sie hat seit Wochen keinen Brief, und ihre Freundin in der Kreisstadt, die auch den Bräutigam am «Toten Manne» und in seiner Kompagnie hat, kriegte keine Briefe. Da wird ihr das Herz ganz eng und klein. Sie zittert und zagt, wenn sie den Briefträger kommen sieht, da möchte sie am liebsten sich im Hause verkriechen — und sie wartet andererseits doch Tag für Tag auf ihn.

Da spricht der Grossvater einmal zu ihr, wie sie nebeneinander auf der Bank vorm Hause sitzen, und eine Amsel singt noch lange in den langen Abend, — die Linde hängt voller Blüten, und im Gärtel sind die Tage die Levkojen aufgegangen: «Ihr nehmt es zu schwer, Frau Sendern», spricht er. «Es ist ja gar nicht die Gefahr. Nicht die Gefahr wirft einen Menschen um. Es ist die Gnade und die Ungnade des Lebens selber. Allein an seiner Ungnade muss der Mensch verzagen.» Und er fuhr fort: «Wir waren drei Brüder, Johann und Gottlieb und dann ich. Wie aber der siebziger Krieg kam, holten sie uns alle. Den Johann schickten sie wieder heim, weil eins doch auf dem Hofe beim Vater helfen sollte. Da dachten wir beide noch und waren richtig neidisch, dass er im Sicheren wäre, wir andern aber müssten raus. Was war? Noch im August kam er mit einem Erntefuder vom Strittflecke heim; im Hohlwege packte es die Bremse nicht, das Fuder stürzte, und er kam unter den Wagen, und das Fuder auf ihn drauf. Es ist halt nicht im Kriege allein gefährlich; das Leben ist immer und ist zu jeder Zeit gefährlich, junge Frau.

Der Gottlieb, um weiter zu erzählen, hatte nicht gedient. Da sprach ich zu ihm: Schlimm kann es nicht gross werden. Ein Vierteljahr, wenn nicht noch länger, bilden sie dich aus. Derweilen ist draussen alles ausgestanden. — Was ward? Sie kriegten zum Exerzieren Platzpatronen. Sein Nebenmann war gerade nicht der Schlauste und ein bissel ungeschickt. Halt «taapriga», wie wir im Dorfe von so einem sagen. Der hat das Sichern vergessen, die Knarre geht los, und er erschiesst den Bruder, erschiesst ihn auf eine knappe Elle Abstand sozusagen. Auf dem Kasernenhofe beim Exerzieren hat er ihn erschossen.

Das waren die beiden. Ich aber, ich habe Gravelotte mitgemacht. Die nackten Berge im Sturm hinauf und oben lagen sie hinter den Mauern, und wir waren die Zielscheiben für die Herrn. Und hab im Winter die bösen Wochen bei Belfort mitgemacht. Es hat mich keine Kugel nur angerührt. Nur in den Mantel auf dem Tornister haben sie getroffen; in dem gerollten Mantel hat die Kugel sich verfangen. Es ist nicht die Gefahr. Gefahr ist immer, und einmal mehr und einmal weniger. Sondern es ist die Gnade des Lebens, junge Frau. Und auf die Gnade des Lebens muss der Mensch vertrauen.»

Sie begriff es mit ihrem Herzen, nicht mit dem Kopf als Wahrheit, und sie hat es recht begriffen. Knapp über acht Tage hatte sie einen guten und getrosten Brief. Denn eine, von welcher selber Leben kommt, die muss auf die Gnade des Lebens sich verlassen können.

DES ZUFALLS KLEINER WELLENSCHLAG

Von ERNST G. GORISCHEGG

Herr Knopp war ein Mann, der auf Ordnung hielt. Sein Lebenswandel war geregelt, seine Zeit genau eingeteilt. Auch sein Aeusseres war gepflegt; seine Hemdkragen waren immer makellos, und seine Anzüge zeugten stets von peinlichster Sauberkeit. Bei einer Handelsfirma führte er sorgfältig Buch über die Waren, die eingingen, geliefert wurden oder auf Stapel lagen. Er war noch Junggeselle, wohnte bei seiner Mutter und verbrachte pünktlich jeden Abend am Stammtisch, wo er sich bedachtsam am Gespräch beteiligte.

Herr Knopp hätte eigentlich zufrieden sein können, dass seine Stunden ruhig und gleichmässig dahinflossen. Sie brachten ihm zwar keine Freuden, aber sie verschonten ihn auch mit Sorgen. Alles, was ihn betraf, ging seit Jahren wie am Schnürchen, sodass sein Ordnungssinn in dieser Hinsicht über nichts zu klagen fand. Gerade dieses ereignislose Gleiten von einem Tag in den andern liess jedoch seit einiger Zeit kein richtiges Wohlgefühl mehr in ihm aufkommen. Vage Vorstellungen von abenteuerlichen Zwischenfällen, die das Leben wechselvoll gestalten könnten, quälten ihn. Er sah auf einmal sein Dasein ohne Farbe und ohne Reiz; denn es gab da nichts, was sein Herz schneller pochen liess, obgleich rings um ihn das Leben in aufgeregten Wellen brauste und die Zeitungen stets neue Sensationen berichten konnten. Auch die grosse Stadt, in der er lebte, bot zahlreiche Möglichkeiten, aber ihn hatte das Schicksal nie in ein nennenswertes Ereignis mitverwickelt.

Eines Abends, vor Untergang der Sonne, bummelte Herr Knopp wieder mal unbeteiligt neben vielen anderen Fussgängern den Bürgersteig entlang und dachte an die Eintönigkeit seiner Tage, als ihn eine erregte weibliche Stimme aus seinen Betrachtungen riss: «Bitte, mein Herr, begleiten Sie mich eine kurze Strecke, damit ich nicht weiter belästigt werde!»

Herr Knopp gewahrte neben sich eine junge Dame, sehr gut gekleidet, und war darob angenehm überrascht. Er lächelte ihr ermunternd zu und bot sie mit vollendeter Höflichkeit, über ihn zu verfügen. Ihre Züge verloren schnell den ärgerlichen Ausdruck.

«Es tut mir leid, Sie in Anspruch zu nehmen», erwiderte sie und lächelte gewinnend zurück, «ich sah keinen anderen Ausweg, mich meines Verfolgers ohne Aufsehen zu entledigen».

Mit gesetzten Worten bedauerte Herr Knopp, dass sie durch männliche Ungezogenheit in diese Notlage gedrängt worden sei.

«Ach, freche Menschen gibt es überall», warf sie kurz ein, «es lohnt nicht, darüber zu sprechen».

Die Dämmerung war indessen hereingebrochen und schickte sich an, auch in die Strassen der Stadt hinabzusteigen, allein unzählige Lichtquellen verwehrten ihr den Schritt und ergossen Helligkeit über Pflaster und Läden. Das Paar bog in eine wenig beleuchtete Seitengasse ein. Herr Knopp sah sich vorsichtig um und war beruhigt, dass niemand ihnen auf den Fersen folgte. Er hielt es nun für seine ritterliche Pflicht, die Dame zu unterhalten, und da sie Geist und Bildung zeigte, entwickelte sich ein angeregtes Gespräch. Als sie wieder in eine verkehrsreiche Strasse einmündeten, blieb sie plötzlich stehen, dankte ihm für seine Liebenswürdigkeit, lächelte noch bezaubernd und verschwand unter die Menge.

In den folgenden Tagen dachte Herr Knopp öfters an die junge Dame. Er hatte von ihr den besten Eindruck bekommen und musste sich eingestehen, dass sie in allem das anmutige Bild eines schönen und geistreichen jungen Weibes darstellte. Er fand es bedauerlich, dass sie aus der namenlosen Menge aufgetaucht und in ihr wieder untergegangen war wie eine Sternschnuppe, die nach kurzem Aufblinken unauffindbar im Raume entflieht.

Eines Morgens aber versetzte ihn eine Zeitungsnotiz der Lokalchronik in eine nicht geringe Aufregung und veranlasste ihn, den banalen Zufall, durch den er die Bekanntschaft der jungen Dame gemacht hatte, in einem anderen Lichte zu sehen. Er musste die Nachricht zweimal lesen, ehe er das Unfassbare für möglich hielt. Es flimmerte ihm vor den Augen, so furchtbar war für ihn die Erkenntnis, die sich ihm eröffnete. Oder hatte er doch etwas übersehen, eine Kleinigkeit vielleicht, durch die seine Annahme irrig wurde? Langsam las er nochmals:

«Festnahme einer Taschendiebin.

Der Polizei ist durch die Verhaftung der 21jährigen L. K. ein guter Fang gelungen. Diese elegant gekleidete, mit sicherer Haltung auftretende Taschendiebin pflegte in den Abendstunden auf der Strasse meist ältere Herren um Begleitung zu bitten, unter dem Vorwand, belästigt zu werden. Sie wusste es dann stets so einzurichten, dass sie sich in einer belebten Strasse mit zärtlichen Dankesbezeugungen verabschieden und im Gedränge spurlos verschwinden konnte. Die hilfsbereiten Herren mussten darauftin immer feststellen, dass mit der schönen Unbekannten auch ihre Brieftaschen mit Papiergeld aus der inneren Rocktasche verschwunden waren».

Da gab es leider keinen Zweifel; die Taschendiebin und die junge Dame waren eine und dieselbe Person. Alles stimmte: das Alter, das Aussehen, die Art und Weise der Begegnung, die Trennungsszene. Herr Knopp glaubte sogar, sich genau entsinnen zu können, dass

Er musste die Nachricht zweimal lesen, ehe er das Unfassbare für möglich hielt. Es flimmerte ihm vor den Augen

sich das junge Ding ein wenig an ihn angeschmiegt und ihn bezaubernd angelächelt hatte, ehe sie ihn verliess. Und dass seine Brieftasche nicht mit ihr verschwunden war, verdankte er nur der Gewohnheit, sie nicht in der Rocktasche, sondern in der hinteren Hosentasche zu tragen. Es schmerzte jedoch Herrn Knopp, seine Meinung von dem jungen Wesen ändern zu müssen, und er konnte es auch nicht auf einmal. Aber nach einigen Tagen war doch sein neues Werturteil endgültig, und er setzte den Schlusspunkt, indem er sein Abenteuer, über das er bis dahin geschwiegen hatte, am Stammtisch mit nüchternen Worten preisgab.

Eine noch grössere Aufregung, als die Zeitungsnotiz ihm vor kurzem bereitet hatte, bemächtigte sich Herrn Knopps am darauffolgenden Sonntagnachmittag. Er spazierte gerade durch eine Allee, da sah er einige Meter von ihm entfernt die junge Dame unbekümmert daher kommen, als ob mit ihr alles in bester Ordnung wäre. Mit wenigen Schritten holte er sie ein und grüsste; sie erkannte ihn sofort. Er hatte erwartet, dass sie zumindest verlegen sein würde. Statt dessen blickte sie ihn, wie es ihm vorkam, unverfroren an.

«Hat man Sie schon gehen lassen?»

Herr Knopp hatte kaum die Frage gestellt, als er es schon bereute, sich so unzart ausgedrückt zu haben. Er hätte seine Frage in eine rücksichtsvollere Form kleiden sollen, zumal er über die Identität der Person doch noch keinen Beweis hatte. Aber nun war es zu spät.

«Ach, wissen Sie denn, wo ich war?»

Sie sah ihn forschend an, und als er vielsagend nickte, da jetzt für ihn kein Zweifel mehr vorhanden war, brach sie in ein helles Lachen aus.

«Anscheinend legte man wohl Wert auf meine Gesellschaft», meinte sie leichthin. «Wie es jedoch bei solchen Anlässen eben zugeht, habe ich eine Gelegenheit benützen können und mich aus dem Staube gemacht».

Und das sagt sie mir noch so unverschämt ins Gesicht, dachte Herr Knopp und war entrüstet, dass ein derartig junges Frauenzimmer sich schon als eine abgefeimte Schurkin entpuppte. Dazu schaute sie so engelhaft und unschuldig aus, obwohl sie sogar ihm gegenüber gerade kein gutes Gewissen haben konnte. Sein Ordnungsgefühl meldete sich nun und gebot ihm, sie an einen Schutzmann auszuliefern. Es war ihm unbehaglich zumute.

«Ich kann meine Mutter nicht so lange allein lassen», fügte sie noch nach einer Pause hinzu.

Ihm fiel der weiche Klang ihrer Stimme auf. Wie liebevoll sie das Wort «Mutter» ausgesprochen hatte. Auch sie hatte ja eine Mutter! Was kann es Schöneres und Kostbareres als eine Mutter geben? Seine Mutter war alles für ihn; in ihrem Armen hatte er immer jeden Kummer vergessen. Und bei dem Gedanken an seine Mutter brachte er es nicht mehr über sich, seinen Vorsatz auszuführen; ihrer Mutter sollte durch ihn kein Leid zugefügt werden. Schliesslich war es ja nicht seine Sache, entlaufene Häftlinge der Polizei wieder zu übergeben.

«Von Rechts wegen sollte ich anders handeln», hub Herr Knopp mit Ernst wieder an, «ich gebe aber einer inneren Regung nach, wenn ich Sie bitte, doch vorsichtig zu sein...»

«Vorsichtig? Ich verstehe Sie nicht!»

«Bitte, verstellen Sie sich nicht und haben Sie keine Angst vor mir! Ich weiss, wer Sie sind, und im Interesse Ihres — sagen wir — Wohlergehens möchte ich Ihnen ans Herz legen...»

«Mein Herr», unterbrach sie ihn ein wenig verdrossen, «für den Schutz, den Sie mir neulich angedeihen liessen, bin ich Ihnen gewiss dankbar, aber was Sie sich jetzt herausnehmen, übersteigt die Grenzen...»

«Nach dem, was mit Ihnen geschehen ist...»

«Aber was ist denn geschehen?» unterbrach sie ihn wieder, diesmal ärgerlich. «Um zu meiner Mutter zu eilen, habe ich ein Familienfest vorzeitig verlassen, und Sie halten mich mit Redensarten auf, die...»

«Familienfest?» stammelte verdutzt Herr Knopp, während es ihm heiss wurde. «Befanden Sie sich denn nicht in» — er räusperte sich — «in Haft?» Und mit umsichtigen Worten erwähnte er die Zeitungsnotiz und die Folgerung, die er daraus gezogen hatte. Beklemmendes Schweigen stand zwischen den beiden. Die junge Dame war sprachlos vor Staunen über die Verwechslung und musterte zornig Herrn Knopp, der nicht recht wusste, ob er über seinen Irrtum niedergeschmettert oder doch froh sein sollte.

«Da Sie so freundlich zu mir waren», entgegnete sie endlich nach längerem Zögern, und man hörte den Groll aus ihrer Stimme, «und mir auch unter Ihren irrigen Voraussetzungen behilflich sein wollten, so will ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung erklären, dass ich keine Taschendiebin bin, sondern als Assistentin in einer chemischen Fabrik meinen Unterhalt verdiene. Weiters», fuhr sie gelassener fort, «besteht mein Monogramm nicht aus den Buchstaben L K., da ich Elsa Werner heisse. Was endlich mein Alter anbelangt», schloss sie mit spöttischer Miene, «so werden Sie von einer Dame, auch wenn sie noch jung ist, nicht verlangen, dass sie unbekannten Herren, worunter Sie inbegriffen sind, die Jahreszahl angibt».

Herr Knopp, dessen Stimmung schon unter dem Gefrierpunkt lag, sah

Wirtschaft

Täglich über 10 Millionen Gasthausessen

Die deutsche Wirtschaftsgruppe Gaststättengewerbe hat im vergangenen Jahr zum ersten Male an zwei Tagen die Zahl der in den Gaststätten ausgegebenen Essen zählen lassen. An einem Frühjahrstag sind 7,1 Millionen, an einem Wintertag 9,3 Millionen Portionen ausgegeben worden. Dabei fehlen in dieser Statistik, die jetzt veröffentlicht wird, noch zwei wichtige und grosse Bezirke, so dass, wie der «Fremdenverkehr» berichtet, die Zahl von 10 Millionen Gasthausessen im ganzen Reich bereits im vergangenen Jahr überschritten worden sein dürfte. Nach allen Einzelmeldungen ist die Zahl der Gasthausesser von 1943 bis 1944 aber noch weiter gewachsen. An dieser Steigerung hat das Stammessen seinen besonderen Anteil. Auf Stammessen entfielen schon vor einem Jahr 37,4% aller ausgegebenen Essen.

UNRRA-Hilfe bleibt Illusion

Der Präsident der interalliierten Hilfsorganisation «UNRRA» («United Relief and Rehabilitation Administration = Vereinigte Aufbau- und Wiederherstellungsverwaltung) kommt mit seiner Organisation nicht zum Zuge. Die westeuropäischen Länder haben die UNRRA-Hilfe abgelehnt, weil sie die damit verbundene Bevormundung vermeiden wollen. Für einige osteuropäische Völker, die Finnen, die Polen und die Jugoslawen, bedarf es der Zustimmung der sowjetischen Besatzungsbehörden, die bisher noch nicht gegeben worden ist. Offenbar erblicken die Sowjets in der UNRRA eine kapitalistische Konkurrenz-Gründung, deren Arbeit zu fördern nicht in ihrem Interesse liegt.

Bei der Gründung der UNRRA spielte die Berechnung eine grosse Rolle, dass die am Weltexport interessierten Länder einen starken Auftrieb erwarten dürften, da für die Bezugsländer die UNRRA-Waren auch nach dem Kriege unentbehrlich sein würden. Unter dem humanitären Firmenschild der Hilfe für ins Elend gestürzte Völker hatte man also von Anbeginn die Absicht verborgen, dicke Geschäfte zu machen und grosse Profite zu erzielen.

Die damalige Annahme, dass sich die UNRRA durch wirksame Kriegslieferungen qualifizieren werde, hat sich aber nicht erfüllt. Es spielt keine ausschlaggebende Rolle, ob hieran die Knappheit der Tonnage oder aber die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der erforderlichen Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände die Hauptschuld tragen. Diejenigen Länder, die auf die UNRRA-Hilfe gerechnet haben und nach den ersten Veröffentlichungen vor einem Jahr auf solche Hilfe auch rechnen durften, sind nicht nur gegen diese Einrichtung selbst, sondern auch gegen etwaige ähnliche Hilfsaktionen in der Zukunft skeptisch eingestellt.

Rund 14 Milliarden RM Zinslasten

79% entfallen auf die öffentliche Hand

BERLIN

Mit der langen Dauer dieses Krieges, der erheblichen Zunahme der Reichsausgaben infolge ständig erweiterter Rüstungserzeugung und mit dem vor allem in jüngster Zeit eingetretenen Anwachsen des kreditfinanzierten Anteils dieser Aufgaben steigert sich selbstverständlich zusammen mit der Schuldenlast des Reiches auch der Zinsaufwand für diese Schuld. In der heutigen Zeit, die im Zeichen einer ausgeprägten Geldflüssigkeit steht, ist die Aufbringung einer solchen Zinsenlast, die aus Steuern und sonstigen ordentlichen Einnahmen des Reiches zu decken ist, kein Problem. Trotzdem kann uns heute und erst recht in der Zukunft, die Höhe der Zinslast nicht gleichgültig sein.

Mit der zuständigen Erhöhung des gesamten Zinseinkommens, das ja so gut wie völlig in Deutschland verbleibt, weil die Reichsschuld beinahe ausschliesslich eine Inlandsschuld ist, wächst automatisch auch die Fähigkeit, die zusätzlichen steuerlichen Lasten zu tragen, die sich aus der erhöhten Verschuldung zinsmässig ergibt. Da nun aber der Kreis derer, die als Gläubiger Zinsen empfangen, keineswegs voll identisch ist mit dem Kreis derjenigen, die in irgendeiner Form und namentlich durch steuerliche Belastung diesen Zinsaufwand letztlich zu tragen haben, entstehen doch bestimmte Probleme.

Eine genaue Berechnung der Zinsbelastung, wie sie sich aus der heutigen gesamten Kreditverschuldung in Deutschland ergibt, ist natürlich nicht möglich. Die ungefähre Grössenordnung lässt sich jedoch innerhalb bestimmter Fehlerquellen abschätzen. Vor allem besteht die Möglichkeit, sich ungefähr auszurechnen, wie hoch der Zinsaufwand aus der Reichsschuld ist. Bei den langfristigen Reichsschulden kann dies ziemlich genau an Hand des Reichsschuldenausweises geschehen, bei der kurzfristigen auf Grund einer geschätzten Relation zwischen Reichswechseln und U-Schätzen von 7 zu 10, wobei die kurzfristigen U-Schätze die ausschlaggebenden sind. Das Ergebnis ist eine Zinslast des Reiches von rund 10,1 Milliarden RM im Jahr auf Grund eines Verschuldungsstandes per Ende 1944 von etwa 350 Mrd. RM (der durchschnittliche Schuldenzuwachs in den letzten Monaten dieses Jahres ist dabei mit 8 Milliarden RM angesetzt worden). Von den 10,1 Mrd. RM vom Reiche aufzubringenden Zinsen entfallen 5,2 Mrd. auf die langfristige Schuld von 137 Mrd. RM und 4,9 Mrd. RM auf die kurzfristige Schuld von etwa 210 Mrd. RM. Es errechnet sich ein Durchschnittszins auf die fundierte Reichsschuld von 3,77% und auf die kurzfristige Reichsschuld von 2,35%.

Um die gesamte öffentliche Zinslast zu ermitteln, muss noch die sonstige öffentliche Verschuldung berücksichtigt werden, die auf schätzungsweise 26 Mrd. RM zu veranschlagen ist, was bei einem Durchschnittszinssatz von 4% (vorwiegend langfristige Schulden) eine Zinsbelastung von etwas über 1 Mrd. RM ergibt. Die gesamte öffentliche Verschuldung würde also rd. 375 Mrd. RM ausmachen, auf die 11,15 Mrd. Zinsen im Jahre zu zahlen wären. Die gesamte volkswirtschaftliche Kreditverschuldung erfordert noch die Einbeziehung der privaten Kreditverschuldung, die kürzlich auf 69 Mrd. RM geschätzt worden ist. Wir möchten annehmen, dass die daraus resultierende Zinslast heute nicht ganz 3 Mrd. RM beträgt.

Nach dem Schuldenstand von Ende 1944 ergibt sich bei einer gesamten Kreditverschuldung von etwa 445 Mrd. RM eine Zinslast von 14,15 Mrd. RM und ein Durchschnittszins von 3,2%. Seit 1932 ist die gesamte Kreditverschuldung auf mehr als das Fünffache, die Zinslast dagegen nur auf das Dreifache angewachsen, weil der Durchschnittszins einmal infolge der Zinssenkung, zum anderen aber auch infolge der veränderten Zusammensetzung der Kreditverschuldung (stärkerer Anteil niedrig verzinslicher Diskontpapiere) von 5,56 auf 3,2% wesentlich gesunken ist. Bemerkenswert ist die Verschiebung der Zinslast zwischen privater und öffentlicher Wirtschaft. 1932 mussten 73% der jährlich zu zahlenden Zinsen von der privaten Wirtschaft aufgebracht werden, jetzt (nach dem Schuldenstand von Ende 1944) nur noch rd. 21%. Der Anteil der Zinslast am gesamten Volkseinkommen, der bis 1937 auf rd. 7% gegen 10,6% 1932 zurückgegangen war, dürfte heute mit rd. 14 Mrd. RM ebenso hoch, wenn nicht vielleicht sogar etwas höher als 1932 sein.

Gerechte Entlohnung

Lohnstop auch für Gewinnbeteiligungen

BERLIN

Es hat sich ergeben, dass noch in vielen Fällen Vorstandsmitglieder, Geschäftsführer, Prokuristen, Vertreter, Verkäufer und andere am Umsatz oder Geschäftsgewinn beteiligte Angestellte wesentlich höhere Erfolgsvergütungen als vor dem Kriege erhalten. Der Reichstreuhänder der Arbeit Berlin hat deshalb festgestellt, dass im Interesse einer gleichmässigen Behandlung aller Gefolgschaftsmitglieder nach dem Grundsatz, dass niemand am Kriege verdienen darf, die Grundsätze des Lohnstops auch gegenüber solchen Mitarbeitern angewendet werden müssen, deren Einkommen sich infolge einer Beteiligung am Umsatz oder Geschäftsgewinn erhöht, obwohl der Beteiligungs- oder Provisionssatz unverändert bleibt. In der Verwaltungsanordnung des Reichsarbeitsministers vom 7. 11. 1939 wurden die Betriebe deshalb verpflichtet, auch die aus vereinbarten Erfolgsvergütungen bei gleichbleibendem Anteilssatz erzielten Verdienste nachzuprüfen und eine «in Auswirkung der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse ohne besondere individuelle Leistung eingetretene unangemessene Erhöhung des Gesamtverdienstes» auszuschliessen. Auch wenn eine besondere individuelle Mehrleistung des einzelnen Mitarbeiters angenommen werden kann, wird sich hierdurch nur eine begrenzte Steigerung des Einkommens rechtfertigen lassen. Erhöhungen des Effektivbetrages aus der Beteiligung um mehr als 25% werden in der Regel als kriegsbedingt gelten müssen. Bei auf das Jahresergebnis abgestellten Vergütungen ist die Erhöhung durch einen Vergleich mit den im Jahre 1938 gezahlten Beträgen zu ermitteln. Es ist selbstverständlich, dass die Gewinnbeteiligung nur von dem nach Durchführung der Gewinnabführungspflicht verbleibenden Gewinnbetrag errechnet wird.

Rundfunk im Küstenland

Sonntag, 17. Dezember

Sender Triest. (M. 232,3 Kc/s 1140) 11: Opernmusik. 12: Unterhaltungskonzert. 13.15: Mittagskonzert. 14.15: Allerlei von 2 bis 3. 16: Deutsche Soldatenstunde. 17: Nachmittagskonzert. 18: «Im Dunkeln», Kriminalhörspiel von Lucio Speri. 20.30: Melodienzauber aus Triest.

Amtliches

MW-Karten

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass ab 31. Dezember 1944 die MW-Karten Serie A-E im Bereiche der Militärkommandantur 1001 bezw. des Höheren SS- und Polizeiführers, Triest, ungültig werden. Ab 1. Januar 1945 sind lediglich die MW-Karten ab Serie F gültig.

Die für die Einlösung der MW-Karten zugelassenen öffentlichen Gaststätten bezw. ermächtigten Verkaufsstellen sind angewiesen, die bis zum 31. Dezember 1944 eingelösten Bezugsabschnitte bis spätestens den 6. Januar 1945 mit der Lebensmittelkartenausgabestelle abzurechnen. Eine Abrechnung der verfallenen Abschnitte nach diesem Datum wird nicht mehr möglich sein.

Triest, den 16. Dezember 1944.

Der Direktor
(Gerardo Romano)

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. 16 u. 19 Uhr: «Altes Herz wird wieder jung». *
DEUTSCHES HAUS. 16 u. 19.30 Uhr: «Seitensprünge». *
FENICE. 15.15: «Der blaue Prinz». Auf der Bühne Varieté.
NAZIONALE. 14: «Unsere Gefährtin» mit Simone Berriau.
ECCELSIOR. 14.30: «Der Schatten des Bösen» mit Pal Javor.
FILODRAMMATICO. 14: «3 Mädchen auf Suche nach einem Mann». Auf der Bühne Ensemble Cecchelin.
SUPERCINEMA. 14: «Ein Mann mit Grundsätzen» mit E. Mayerhofer *
ITALIA. 14: «Schicksal» mit Gisela Uhlen, Heinrich George.
IMPERO. 14: Boccaccio» aus der gleichnahmigen Operette mit Clara Calamai u. Silvana Jachino.

Udine

PUCCINI. 13: «Ich habe Lust zu singen».
ODEON. 13: «Bezaubernde Nacht».
GARIBALDI. 13: «Reisebenteuer», mit Hans Moser.
IMPERO. 13: «Das Spott-Gelage».
FRIULI. 13: «Der Champion».

Görz

CENTRALE. «Schwarze Diamanten».
VITTORIA. «Die schwache Stunde».

Laibach

KINO SLOGA: «Nora», Luise Ulrich, Viktor Staal.
KINO UNION: «So gefällst du mir», Gusti Huber, Wolf Albach-Retty. *
KINO MATICA: «Musik in Salzburg», Willy Birgel, Lil Dagover.

Stellenangebote

Reinmachefrau
die auch die Wäsche übernimmt für Gefolgschaftswohnung gesucht. Zu melden bei der Deutschen Adria-Zeitung, Zimmer 18.

Suche deutsch-ital.
Sekretärin,
die evtl. auch Buchhaltung übernimmt. Angebote unter Nr. 1101 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Mietgesuche

Wohnung mit ein oder zwei leeren Zimmern und Küche sucht dringend Staatspensionierte. Palmira Russo, Via Galilei 16, III.

Verkäufe

Verkaufe: einen kompl. Band der «Fliegenden Blätter» aus dem Jahr 1909, de Tuoni, Via Franca 5, ptr.; ab 2 Uhr nachmittags.

Verkaufe Meyer's Lexikon siebente letzte Auflage, 15 Bände, vollkommen neu. Angebote unter Nr. 206 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Verkaufe: einen schwarzen und einen grauen Damenwintermantel, 2 Paar neue Damenschuhe Nr. 38, 1 schwarzen neuen Herrenwintermantel, eine Herrenwäschegarnitur (Trikot und Hose). De Tuoni, Via Franca 5, pt.; ab 2 Uhr nachmittags.

Wohin in Triest?
Empfehlenswerte Gaststätten und Kaffees

Restaurant
Spatenbräu
TRIEST
Via C. Ghega 7
Telefon 80-31

Trattoria PANADA
TRIEST
Via G. Rossini Nr. 10
Inhaber: MODRICH

Café Specchi
PIAZZA UNITA'
Täglich Konzert
von 17.30 bis 21.30

Café Dante
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert
von 18 bis 22

Gute Fachgeschäfte in Görz

SALON GREMESE
Feiner Damen- und Herrenfriseur
Parfümerie
GOERZ
Corso Verdi 18 - Telefon 544

Geschäftsanzeigen

Budino ALDA
Der geschmackvolle Pudding, leicht vorzubereiten
Erzeugnis von
Fioravanti
TRIESTE
Via P. R. Gambini Nr. 29
Puddingherstellung aus feinsten Rohstoffen

Kauf- und Verkauf, Reparaturen, Reinigung und Säuberung von hiesigen, türkischen und Perserteppichen
Grösste Sorgfalt wird garantiert
Edmondo Capponi
TRIEST - Via XXIII. Marzo 3
Gegenüber dem neuen Gebäude des Fascio
Telefon 64-29

Geben Sie die gelesene «Deutsche Adria-Zeitung» an Ihre Freunde und Bekannten weiter, die noch nicht Leser unserer Zeitung sind.

Wehrmachtvordruckhlager
C. Heinrich
Dresden N 6
Kleine Meißner Gasse 4
Ruf 52086 / Gegr. 1838
liefert
sämtliche Vordrucke
für
Heer und Luftwaffe

50 kleine Gläser
enthält der Normal-Krug „Burwitz-Steinhäger" Man kann den ganzen Krug auf einen Schlag „verpulzen". Besser aber ist es, zu „genießen" und ihn dann zur Hand zu haben, wenn man ihn wirklich braucht. Darum: sparsam umgehen mit
18 B 06 Burwitz-STEINHÄGER CELLE

Perutz
eine alte Fotomarke - ein moderner Film - Perutz

Der Krieg, der das Donnern der Motoren auf den grossen internationalen Rennstrecken jäh verstummen liess, hat auch dem siegreichen AUTO UNION-Rennwagen Halt geboten. Noch sind die gewaltigen Erfolge und Weltrekorde, welche die AUTO UNION als am Kraftfahrsport meistbeteiligtes Unternehmen der Welt errang und hält, in bester Erinnerung. Unvergessen bleibt das harte Ringen technischen und sportlichen Fortschritts um Bruchteile von Sekunden, das einst alle Welt in Spannung hielt, und bei dem es oft schien, als wäre die Automobiltechnik an einer Grenze angelangt, die eine weitere Steigerung nicht zuliesse.

Eine beispiellose Serie von Siegen war der zunächst sichtbare Erfolg! Mit jeder neuen Erkenntnis, jeder Verbesserung, mit der restlosen Beherrschung letzter konstruktiver Fragen aber dem Serienfabrikat von morgen und darüber hinaus der ganzen Kraftfahrt zu dienen, ist jedoch die grosse und eigentliche Aufgabe dieses rücksichtslosen Einsatzes!

Was rastloser deutscher Forschergeist und Fleiss geschaffen haben, kommt auch hier, wie auf den vielen anderen Gebieten, allen Völkern zugute. Auch heute, während Deutschland für Europas Zukunft kämpft, geht die Versuchsarbeit weiter! Unermüdlich arbeiten unsere Konstrukteure daran, die Motoren immer leistungsfähiger und die Fahrzeuge noch zuverlässiger zu machen. Nach dem Kriege aber wird der Rennwagen der AUTO UNION zu neuem Wettkampf um die Weltgeltung deutscher Technik antreten und seinen Siegeslauf fortsetzen.

AUTO UNION
Schrittmacher der Motorisierung

In der kundigen Hand des Arztes wurden deutsche Arzneimittel zu einem Segen für die europäische Volksgesundheit. Sie sind es auch heute. Millionen vertrauen ihnen und ...

Vertrauen ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER
ARZNEIMITTEL

Im Schatten der Front

Linksrheinisches Land in der Bewährung / Von Dr. Günther Erdmann

Wir fuhren durch bergiges Land in die Nacht hinein. Es war nebliges Wetter gewesen, und die Jagdbomber waren daher ausgeblieben. Dennoch hatten wir keine glatte Fahrt. In bestimmten Abständen musste der Wagen halten. «Ein Treck», erklärte der Fahrer. Wir sahen Wagen vor uns, schwere Lastwagen, bespannt, einige Kühe und Kälber angebunden. Neben ihnen gingen Menschen. Es war wieder das Bild, das ich schon den ganzen Tag gesehen hatte: Flüchtlinge, die aus dem Gebiet links des Rheins kamen, Bauern mit ihren Familien und ihrem Besitz, soweit sie ihn mitnehmen konnten. Sie mochten schon tagelang unterwegs gewesen sein. Müde wanderten sie ihrem Quartier zu, und morgen würden sie weiterwandern, bis sie ihr Ziel erreichten.

Mir schien dass im ersten Augenblick planlos, und es hat in den ersten Wochen nach dem feindlichen Einbruch in diesen westdeutschen Gau, und zwar unter dem Eindruck der sichtbar herankommenden Front, auch Menschen gegeben, die auf gut Glück ihre Wohnstätte verlassen mussten. Aber jetzt steckt ein gut durchdachter Plan hinter allen diesen Bewegungen. Jeder Bauer weiss ebenso genau seine neue Unterkunft, wie jeder Stadtbewohner den Gau und den Ort kennt, der ihn aufnehmen wird. Die Reisen dorthin sind genau festgelegt, die täglichen Marschziele sorgsam abgesteckt. Viel Arbeit erfordert diese Umsiedlung, und auch viel Mühe gegenüber dem einzelnen. Wie in den Städten, so zögern erst recht auf dem Lande die bedrohten Menschen, ihren Wohnsitz aufzugeben. Sie hängen mit einer Stärke an ihrer Heimat, dass sie Gefahr laufen, den entscheidenden Augenblick, den Tag, da sie noch ungehindert räumen können, leicht zu verpassen.

Die grosse Umquartierung aus dem Köln-Aachener Frontgau dauert nun schon Monate und ist bei ihrem bedeutenden Umfang das beherrschende Kennzeichen des dortigen Lebens. Auch in den Strassen von Köln sah ich an einem der letzten Sonntage fast nur Menschen mit Koffern, Rucksäcken, Reisekörben und anderem Gepäck. Auch sie suchten ihre Sammelstellen auf, denn nur die Minderheit derer, die abreisen, kann dass auf eigene Faust tun. Längst nicht mehr alle haben Verwandte oder Freunde im Reich, die in der Lage sind, sie aufzunehmen. Aber die Orte am Rhein sind auch Durchgangsorte für jene, die aus den Frontkreisen kommen, und je weiter man sich von der vordersten Linie entfernt, desto umfangreicher werden die Aufgaben der Partei in der Lenkung dieses Stroms der Ausquartierten. Ausserordentlich sind die Forderungen, die an die vielen freiwilligen Helfer und Helferinnen gestellt werden, zu wahren Bergen türmen sich zum Beispiel die Butterbrote, die täglich gestrichen werden müssen. Dass sich diese Arbeit unter dauernder Luftgefahr vollzieht, braucht nicht unterstrichen zu werden, ist aber doch geeignet, die Leistungen dieser unermüdlich helfenden Menschen zu beurteilen. Weder direkter Beschuss durch Artillerie noch die lauernden Jagdbomber noch die üblichen Bombenangriffe hindern die Männer, die Frauen und Mädels an ihrer Tätigkeit.

Männer einer Volksgrenadierdivision auf dem Marsch an die Front

Die Bewohner der Kreise dieses Gaues, die nicht mehr bleiben können, werden also niemals allein gelassen. Von Anfang an wird ihnen geholfen. Daher liegen die ersten Betreuungsstellen schon im Bereich der Hauptkampflinie. Der Soldat weiss, was das bedeutet. Die Wege von dort sind ebenfalls gefährdet. Dass das jetzt ertragen werden muss, ist natürlich auch eine Folge der Standhaftigkeit, die eine Massenflucht verhinderte. Wir wollen keineswegs verschweigen, dass vieles müheloser und vielleicht auch sicherer hätte gemacht werden können, wenn sich die Bewohner schneller zur Abreise entschlossen hätten, also zum Zeitpunkt, da die Organisation stand. Aber kann man es ihnen verargen, dass sie warteten? Ihre Heimatliebe ist ebenso grenzenlos, wie ihr Vertrauen auf den glücklichen Ausgang des Krieges und damit die Hoffnung, dennoch bleiben zu können. Aber der Krieg verlangt Entscheidungen, gegen die man sich sträubt, auch dann, wenn sie nur Massnahmen der Vorsicht sind. Man verhindert es daher auch nicht, dass Menschen, die ihre Wohnung oder ihren Hof verlassen haben gelegentlich zurückkehren, um weitere Teile ihres Besitzes zu holen.

Dieses Hin- und Herfluten erschwert andererseits den Ueberblick. Man wird niemals genau feststellen können, wie viele Menschen sich in den bewohnbaren Ortschaften befinden. Im ganzen aber ist natürlich die Zahl der abgewanderten Personen erheblich. Das gilt nicht nur für die im Frontbereich liegenden Orte, sondern auch für das Gebiet, das durch den Luftterror weitgehend zerstört worden ist. Hier ist dann auch das Problem entstanden, wie man zwangsweise umquartieren kann. Ueberall sind Menschen für Arbeiten notwendig, auf die man nicht verzichten will, und die bleiben müssen. Aber wer keine kriegswichtige Arbeit in diesem Gau oder doch den am stärksten bedrohten Orten zu leisten hat, soll abfahren. An sich hält die Partei nicht viel vom Zwang, aber in gewissen Fällen kann dennoch nicht auf Druck verzichtet werden. Die Mittel sind verschieden, und die Partei handhabt sie mit allem Verständnis für die Betroffenen.

Für die Zurückgebliebenen wird grosszügig gesorgt. Infolge der vielseitigen Zerstörungen sind Schwierigkeiten aller Art entstanden, die überwunden werden müssen. Sie liegen bei der Versorgung in jeder Beziehung, den Verkehrsverhältnissen und dem persönlichen Schutz. Die verantwortlichen Männer sind, wovon ich mich häufig überzeugen konnte, unermüdlich im finden von Abhilfen. Ein starker Optimismus lenkt sie und jenes unverwüstliche Lebensgefühl, das man immer beim Rheinländer beobachten kann. Aber sie sind ernst geworden mit den Jahren unablässiger Luftangriffe. Ein Eigenleben führen sie nicht mehr und sie verlangen es auch nicht. Sie haben nur noch den Gedanken, abzuwehren und zu helfen. Es sind starke Naturen, die reinen Frontdienst versehen, auch wenn sie nicht im feldgrauen Rock stecken. Wer in diesem Gau seine Arbeit tut, kennt den Krieg mit allen seinen Forderungen, aber versagt nicht. Das ist der allerstärkste Eindruck, den man stets nach einem Besuch von dort aufnimmt.

So beantwortet die Bevölkerung die oft gestellte Frage nach ihrem Verhalten. Der Krieg wird hingenommen. Erst dann, wenn es nicht mehr zu umgehen ist, werden die Wohnungen geräumt. In dem Teil des Gaues, der Hauptkampflinie ist und ihr nahe liegt, geschieht das natürlich im grossen Rahmen, und in den anderen Gebieten, die seit länger als vier Jahren unter dem feindlichen Luftterror stehen, von Fall zu Fall. Es ist fast unwahrscheinlich, mit welcher Hartnäckigkeit die Einwohner von Köln immer wieder von neuem aufbauen, was schon ein dutzendmal zerschlagen wurde. Diese Stadt ist nicht mit einem Angriff ausser Gefecht gesetzt worden, sondern es hat Jahre gedauert, und selbst jetzt, nach den schwersten Angriffen, lebt es noch in der Stadt, freilich rein kriegsmässig unter dem Eindruck der jederzeit überraschend fallenden Bomben und daher ohne die Möglichkeit eines geordneten Tagesablaufs. Es fehlt an vielem, zeitweise auch am Notwendigsten, aber noch niemand brauchte zu hungern, und keinen Tag setzt die Hilfe aus.

Der Feind hat an solchen Widerstand nicht geglaubt. Aber der Frontgau Köln-Aachen hat ihn eines Besseren belehrt. Unter dem Beschuss der feindlichen Artillerie haben die Kreisleiter und Ortsgruppenleiter der NSDAP in Ruhe ihre Aufgabe zu Ende geführt und sind dann als letzte gegangen. Aber im Gau sind sie geblieben. Und dort werden sie bleiben.

In der Frontstadt Köln: Ein Vater verabschiedet sich von seinen Kindern, von denen er sich umso lieber trennt, da sie fortan in Sicherheit und Ruhe leben werden.
Aufn.: PK. Lohrer (Atl.) u. SS-PK Mielke

UNSER AUSLANDSBERICHT

Umsturz im USA-Aussenamt

Neue Männer für Roosevelts Wirtschaftsimperialismus

GENF

Eine Reformation an Haupt und Gliedern vollzog sich im Anschluss an die Präsidentenwahlen im Aussenamt der Vereinigten Staaten. Hull, der mit Rücksicht auf seinen langjährigen Chef Roosevelt seinen Posten bis nach dem Wahltag beibehalten hatte, trat zurück. Sein Nachfolger wurde mit unziemlicher Hast noch am gleichen Tage ernannt. Ein deutliches Zeichen, dass Roosevelt froh war, den oft widersprechenden Hull loszuwerden, nachdem er dessen grosse Popularität in weiten Kreisen der von Aussenpolitik wenig verstehenden Wähler für seine vierte Kandidatur weidlich ausgenutzt hatte.

Mit Stettinius kam ein Mann an das Ruder, der viel von Kapitalismus und internationalen Geschäften versteht, in der grossen Politik jedoch keine grössere Erfahrung besitzt. Zu seiner Unterstützung wurde daher der alte Berufsdiplomat Joseph Grew zum Unterstaatssekretär ernannt, ein Posten, der dem des Staatssekretärs im Berliner Auswärtigen Amt entspricht, während die sogenannten Hilfsstaatssekretäre unseren Unterstaatssekretären entsprechen.

Grew, 1880 geboren, war schon einmal Staatssekretär, und zwar 1924 bis 1927 unter Coolidge. Im auswärtigen Dienst steht er seit 1904. Darunter war er von 1908 bis 1911 in Berlin, 1911 bis 1912 in Wien, 1912 bis 1917 wieder in Berlin auf Posten und wurde 1918 Ministerialdirektor der West-Europa-Abteilung im USA-Aussenamt. Von 1927 bis 1932 war er Botschafter in der Türkei und von 1932 bis 1941 Botschafter in Japan.

Es ist in Washington üblich, dass nach einer der Vierjahreswahlen die Botschafter, Unterstaatssekretäre u. a. ihre Posten zur Verfügung stellen, um dem Präsidenten etwaige Neubesetzungen zu erleichtern. Zur allgemeinen Ueberraschung hat Roosevelt die Rücktrittsgesuche der Unterstaatssekretäre Berle, Long und Shaw angenommen und sie durch Clayton, MacLeish und Nelson Rockefeller ersetzt.

Shaw stammt aus der diplomatischen Karriere und war zuletzt Personalchef im Aussenamt. Long ist ein demokratischer Politiker, der schon einmal unter Wilson Unterstaatssekretär und später Botschafter in Rom war. Das Ausscheiden von Berle ist wohl die grösste Ueberraschung auch für diesen selbst. Berle gehört zu der Original-Gehirn-Trust-Gruppe des New Deal und gab selbst zu, dass er ein grosser Mann sei. Sein anmassendes Auftreten hat ihm viele Feinde geschaffen, und in Chikago hat er sich als Leiter der soeben gescheiterten Luftfahrtkonferenz völlig unmöglich gemacht. Offenbar haben Roosevelts Ratgeber darauf bestanden, dass er ihn ausbootete, was er von sich aus kaum getan haben würde, da Berle einer seiner eifrigsten Bannerträger war.

Von den neuen Männern ist Mac Leish seit vielen Jahren bekannt als Dichter, Verfasser vieler Bücher und Direktor der grossen Parlamentsbibliothek in Washington. Roosevelt gab ihm 1939 diesen Posten als Belohnung dafür, dass er ihm bei seinen Reden half und vom Gedichteschreiben zur Abfassung tendenziöser Schriften gegen die Achse überging. 1941 trat er offiziell in das Propagandaamt der Rooseveltschen Kriegsmaschine ein, konnte sich aber nicht lange halten, da er für Verwaltungsarbeit nicht geeignet ist. Wenn Roosevelt ihn jetzt wieder aus der Bibliothek in ein öffentliches Amt beruft, so soll er wohl der Ersatz für Berle werden und auf Befehl des Weissen Hauses internationalistische Reden halten.

William L. Clayton kommt aus dem Baumwollgeschäft, war eine Zeitlang Unterstaatssekretär im Handelsministerium und wurde im März 1944 zum Leiter der neuen Behörde für Abstossung überflüssigen Kriegsmaterials ernannt. Er legte diese Arbeit schon im Oktober nieder, und die Behörde wurde von dem Kriegsproduktionschef Byrnes mitübernommen. Offensichtlich soll Clayton die Wirtschaftsverhandlungen unter Leitung von Stettinius führen.

Nelson Rockefeller ist der Enkel des Oelkönigs, der schon seit vielen Jahren den berühmten Namen geschickt zur eigenen Reklame ausgenutzt hat, indem er für Roosevelt das Amt eines Betreuers für interamerikanische Angelegenheiten schuf, was ihm Gelegenheit gab, sich in alle panamerikanischen Angelegenheiten zu mischen und sehr häufig im Rampenlicht zu stehen. Sein Haupttätigkeitsfeld lag auf dem Gebiet der sogenannten «Kulturpropaganda».

Das sehr weitgehende Revirement macht das USA-Aussenamt zu einer sehr viel umfassenderen Behörde denn je und soll offenbar Roosevelt die Möglichkeit geben, seine aussenpolitischen Pläne besser durchzuführen als bisher, wo viele Funktionen bei anderen Behörden lagen. Darüber hinaus aber bedeutet die Reorganisation eine Abkehr vom innerpolitischen New Deal zum Wirtschaftsimperialismus grössten Stils.

Dr. Se.

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Verdi-Theater. Wegen Erkrankung von Frau Franca Somigli musste die für gestern angekündigte Erstaufführung von Puccinis «Manon Lescaut» auf morgen Montag 18,15 Uhr verschoben werden. Die Karten bleiben gültig. Heute Sonntag um 16 Uhr «André Chénier».

GOERZ

Fahrradverbot. Der Präfekt der Provinz Görz sah sich veranlasst, ein Verbot der Fahrradbenutzung für die Bevölkerung von Cormons von 17 Uhr bis Ende der Sperrstunde mit sofortiger Wirkung auszusprechen.

FRIAUL

Spiel mit Sprengstoffen. Die Unglücksfälle durch Spielen mit Sprengkörpern häufen sich. Erst kürzlich wurde ein Kind, das in der Wohnung seiner Eltern mit einem Sprengkörper spielte, durch dessen Explosion im Gesicht durch Splitter verletzt, so dass es ins Krankenhaus gebracht werden musste. Aehnlich erging es einem zweiten Jungen. Dieser erlitt allerdings nur leichte Verletzungen.

Durch Autoraserei ums Leben gekommen. Ein Arbeiten fuhr [illegible] schnell mit dem Auto, dass er [illegible] vorzog, in einer Kurve aus dem rasenden Wagen abzuspringen, wobei er sich schwere Verletzungen an Kopf und Füssen zuzog. Er starb den Aerzten unter den Händen.

TREVISO

Ueberprüfung der wirtschaftlichen Provinz-Lage. Der Hohe Kommissar für Venetien hat [illegible] an Ort und Stelle die wirtschaftliche Lage der Provinz überprüft.

Wälder wanderten nach Triest

Es ist schon Jahre her, da verfärbten sich die hohen Mauern, die von der via Fabio Severo an bis an deren Ende die via Romagna stützen, und auch die Umfassungsmauern der einstigen grossen Infanterie-Kaserne und des Exerzierplatzes für kurze Zeit. Ein schmuckes Grün schwoll an und ab, man hätte die Zeit danach messen können.

Beiderseits der Strasse wuchsen grosse und kleine Tannenbäume hoch. Wagen um Wagen kam von den Karsthöhen herunter. Es waren meist zweispännige, lange Leiterwagen, mit grossen und kleinen Tannenbäumen schwer beladen. Sie kamen aus den Wäldern von Präwald bis Adelsberg (Prevallo bzw. Postumia). Langsam wuchs in der Strasse ein dichter Tannenwald heran, nur in der Mitte war ein schmaler Streifen für Fuhrwerke frei gelassen.

Von früh bis abends herrschte ein Kommen und Gehen und ein lebhaftes Handeln um die kleinen oder grossen Tannenbäume; beschädigte mit einem gebrochenen Wipfel oder wenig Seitenzweigen fanden aber auch ihren Weg, wenn auch in ärmere Hütten. Manchmal kam es garnicht erst zur Aufstellung der Bäume auf der Strasse. Schon mit dem Abladen begann der Verkauf, als hätten Käufer und Verkäufer es höchst eilig. Die Bauern liessen gern mit sich reden; zuweilen zeigte sich auch unter ihren Schnauzbärten ein nachsichtiges oder grossmütiges Lächeln. Und so mancher Junge, dem es nichts ausmachte, eine Stunde oder auch mehr bei einem Bauern zu verweilen, erstand auf solche Weise ein kleines Bäumchen oder einen grossen Tannenzweig. Mit einem «Vergeltsgott» verschwand er dann damit freudestrahlend eilig. Ganz abgefeimte Bürschchen verkauften ihr erbetteltes Bäumchen auch weiter und erbetteten sich einen zweiten oder sogar dritten Tannenbaum.

Die Jungen, die an den Tannenbäumen vorbei zur Schule und wieder nach Hause gingen, fühlten wohl am stärksten, dass es nun bald Weihnachten wurde. Besonders aber freuten sich jene, die die deutsche Volksschule in der via Fontana besuchten, der Strasse, die hinter dem Justizpalast zum Rossettidenkmal führt. Für sie gab es nicht nur ein Weihnachtsfest zu Hause, sondern auch eins im Hause des Turnvereins «Eintracht», im jetzigen «Deutschen Haus». Die deutsche Kolonie Triests sorgte für eine ansehnliche Weihnachtsgabe an alle Schüler — ohne Unterschied der Nationalität. Nach dem Absingen des Liedes «O Tannenbaum...» erhielt jeder sein Geschenk, wobei die Armen besonders bedacht wurden. Sie erhielten Kleider, Schuhe, Leibwäsche, Schokolade und sonstige Zuckersachen, so dass sie schwer bepackt und voller Freude nach Hause gingen. Schachteln mit Weihnachtsschmuck für die Tannenbäume wurden verteilt, und wer Glück hatte, bekam sogar einen schönen Tannenbaum, auf dem es silbrig und goldig schimmerte. Nur der Transport nach Hause bereitete dann regelmässig nicht geringe Sorgen, doch fanden sich immer bereitwillige Helfer.

Am ersten Weihnachtsfeiertag gab es für hilfsbedürftige Kinder noch ein besonders schönes Fest. Der Verein, Società Filantropica Triestina «La Previdenza», der seinen Sitz im Nachbarhause der «Deutschen Adria-Zeitung» in der via Zudecche hatte, bescherte die Kinder armer Eltern, die die deutschen Schulen besuchten, ebenfalls mit praktischen Geschenken, wie Schuhen, Kleidern und anderen nützlichen Dingen. Dazu wurden sie unter dem Weihnachtsbaum gastfreundlich mit Schokolade, Torte und einer Menge anderer Leckerbissen bewirtet, von welchen sie noch pralle bunte farbige Seidenpapiersäckchen mit auf den Heimweg bekamen.

Am zweiten Feiertage fanden sich gewöhnlich die Familien entweder in der grösseren Wohnung eines gemeinsamen Bekannten oder in einer Gastwirtschaft zusammen, wobei es nicht selten vorkam, dass vier oder fünf gemeinsam feiernde Familien aus ebensoviel Nationalitäten des alten Kaiserreiches bestanden. Wenn dann der gute Tropfen und «Rum mit Tee» die Geister höchst fröhlich stimmte, wurde in allen [illegible] desüblichen Sprachen lustig gesungen.

Freilich — der Tannenwald in der via Fabio Severo wird in diesem Jahre weniger üppig sein, aber dass er überhaupt noch da ist, und man sich seiner öffentlich erinnern darf, ohne vor ein politisches Forum gestellt zu werden, das macht uns bei aller Kriegsbescheidenheit hoffnungsvoll zufrieden.

V. Orsini

Laibachs Pfeiferturm hielt Wacht

Zeit- und Feuermeldung der Vergangenheit

Durch den Rundfunk sind die früher üblichen öffentlichen Zeitsignale als veraltet ausgeschaltet worden. Der Mittagsschuss einer lokalen Sternwarte oder andere akustische Signale sind dadurch überflüssig geworden. Trotzdem, Laibach hat nach wie vor sein tägliches Zeitzeichen. Und das verdankt es den Kriegszeiten. Zu bestimmter Stunde werden täglich die Alarmsirenen erprobt — es ist das ein, wenn auch nicht auf die Sekunde genaues Zeitzeichen.

In alten Zeiten war es anders; da sind sehr viele Städter ohne Uhr herumgelaufen. Sie waren auf das tägliche Zeitzeichen geradezu angewiesen. Es wurde in Laibach zuerst vom sogenannten Pfeiferturm abgegeben, der auf dem Schlossberg stand, von dem aus in gerader Richtung die älteste Stadtmauer zur Schusterbrücke führte.

Seinen Namen erhielt der Turm von den Pfeifern oder «Stadthurnern», die sich mit grüner Stadtlivrée bekleidet im Sommer täglich um 11 Uhr, dann und wann auch im Winter, mit 3 Posaunen und einer Zinke oder Cornet hören liessen. Sie wurden von der Stadt besoldet und bildeten die städtische Musikkapelle. Ihr Platz war auf dem um den Turm herumlaufenden hölzernen Gang.

Das Vorhandensein dieser «Stadthurner» lässt sich schon 1544 nachweisen; doch dürften sie auch schon früher bestanden haben. Auf dem Pfeiferturm war auch ein Horn vorhanden, das um seiner Schönheit willen berühmt war. Abends, aber auch morgens liess man es eine Viertelstunde lang erschallen. Sein Ton war weithin hörbar. Es wurde auch angestimmt wenn bei den Laibachern einige Solennität vorging und ein neugewählter Bürgermeister, Stadtrichter, Stadtkämmerer oder Leiter des Krankenhauses nach Hause oder zur Kirche geleitet wurde.

Das Horn war ein Geschenk des Bischofs Thomas Chrönn. Im Jahre 1606 schickte er an den Stadtrat ein Schreiben wegen Ausbesserung der Domkirche und des Turms: «Mit Erbietung dass Er, Herr Bischof, hergegen eine Viertel-Uhr (d. h. eine solche, die auch jede Viertelstunde schlägt D. Schettig.) im genannten Turm und im Stadtturm am Schlossberg ein Horn machen wollte lassen und einem ehrbaren Magistrat verehren». (Gerichtsprot. 1606, Fol. 211).

Wann die Musikanten am Schlossberg aufhörten, ist unbekannt. Ende des 18. Jahrhunderts gab es jedenfalls keine mehr, denn sie werden bei einer Aufzählung der städtischen Bediensteten aus dieser Zeit nicht erwähnt.

Ausserdem war aber der Pfeiferturm für die Stadt Laibach von noch ganz besonderer Bedeutung.

Er war gleichsam das Sinnbild der Wachsamkeit; denn dem Wächter im Pfeiferturm oblag es, auf den Ausbruch von Feuer zu achten. Damit man sich aber auch von seiner Wachsamkeit überzeugen konnte, musste er — gleichsam zu seiner eigenen Kontrolle — die auf der grossen Turmglocke geschlagenen Stunden auf einer kleinen wiederholen. Ueber diese Pflicht heisst es bei Valvasor: «dass hierdurch des Wächters gebührende Wachsamkeit sowohl bei Tage als bei Nacht verspürt werde, indem ihm sonderlich obliegt, auf das Feuer achtzugeben. In welchem Unglücksfall [illegible] auf der keinen Glocken zu sogen fortfährt und gegen dem Ende der Stadt, wo die Feuerflamme ausgebrochen, bei Tag eine rote Fahne, zur Nacht aber eine rote Laterne aushängt damit alsobald kund sein mag, wo und auf welcher Seite das Feuer vorhanden sei». Zur größeren Sicherheit gab es zeitweise sogar mehrere Wächter auf dem Schlossberg, die auf Feuersbrüche achten mussten.

Später hat man den Ausbruch von Feuer in Laibach durch Kanonenschüsse vom Schlossberg her gemeldet. Es befanden sich unter dem hohen Schlossturm, der noch heute besteht, einige ausgediente Geschütze. Sie konnten mechanisch vom Turm aus abgefeuert werden. Die Zahl der Schüsse gab an, ob sich das Feuer im Zentrum oder mehr nach dem Rande der Stadt zu befand. Ausserdem donnerten diese Geschütze auch anlässlich der Fronleichnamsprozession, wobei diese vor einzelnen Altären halt machte.

m

HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT

Aus italienischen Witzblättern

«Vati, ein Mitschüler hat gesagt, ich sähe Dir ähnlich». «Nun, was hast Du gesagt?» «Nichts, denn er war stärker als ich».

«Hoffentlich stört Sie mein Hut nicht, mein Herr!»

Mütterliche Ueberraschung. «Ich bitte um Verzeihung, Mutter». Die Grossmutter: «Keine Ursache, ich wollte mich einmal nach Deiner Blinddarmentzündung erkundigen».

«Hast Du Carlo gesagt, dass ich ein Idiot bin?» «Nein, er wusste es schon».

Der «übliche» Professor. «Ich kann nicht glauben, dass ich heute früh schon so zerstreut bin».